



# Leseprobe

Dr. Erich Follath

## **Jenseits aller Grenzen**

Auf den Spuren des großen Abenteurers Ibn Battuta durch die Welt des Islam - Ein SPIEGEL-Buch

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 528

Erscheinungstermin: 11. Dezember 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

ERICH FOLLATH, 1949 geboren, ist promovierter Politikwissenschaftler und bekannter Sachbuchautor. Lange Jahre war er für den SPIEGEL als Diplomatischer Korrespondent tätig, vor allem im Nahen Osten, in Indien und in Ostasien. Über diese Regionen hat er zahlreiche Reportagen und Bücher geschrieben, darunter »Die neuen Großmächte« (2013).

*Jenseits aller Grenzen* in der Presse:

»*Jenseits aller Grenzen* liest sich stellenweise wie ein Abenteuerroman. Dabei ist es einfach nur exzellenter politischer Reisejournalismus.« *Literarische Welt*

»Follath verschneidet geschickt gestern und heute, Orient und Okzident. Das ist die große Leistung des Buchs: Es liefert Einblicke in eine uns immer noch fremde Religion.« *Handelsblatt*

»Ein eindrucksvolles, vielschichtiges Bild der heutigen islamischen Welt.« *Deutschlandradio Kultur*

*Außerdem von Erich Follath lieferbar:*

Die neuen Großmächte

Die Kinder der Killing Fields

Gebt den Juden Schleswig-Holstein! (zus. mit Henryk M. Broder)

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de) und Facebook.

*Für  
Silke, Tobias, Maya und  
Janis*

# Inhalt

- Vorwort* Der größte Reisende  
aller Zeiten –  
Mein Jahr mit Ibn Battuta  
9
- Erstes Kapitel* Tanger – Ursprünglich  
31
- Zweites Kapitel* Kairo – Triumphal  
63
- Drittes Kapitel* Damaskus – Lehrreich  
107
- Viertes Kapitel* Mekka – Göttlich  
131
- Fünftes Kapitel* Shiraz – Bezaubernd  
169
- Sechstes Kapitel* Dubai – Unglaublich  
207
- Siebtes Kapitel* Istanbul – Zukunftsweisend  
245

<i>Achtes Kapitel</i>	Samarkand – Entlarvend	283
<i>Neuntes Kapitel</i>	Delhi – Umwerfend	313
<i>Zehntes Kapitel</i>	Male – Phantastisch	367
<i>Elftes Kapitel</i>	Jakarta – Hoffnungsvoll	405
<i>Zwölftes Kapitel</i>	Hangzhou – Überwältigend	435
<i>Dreizehntes Kapitel</i>	Granada – Traditionsbewusst	471
<i>Nachwort</i>	Das Vermächtnis des Ibn Battuta	503
<i>Dank</i>		521

## *Vorwort*

# Der größte Reisende aller Zeiten – Mein Jahr mit Ibn Battuta

In der französischen Nationalbibliothek an der Pariser Rue Vivienne, idyllisch im zweiten Arrondissement nahe der Seine gelegen, befindet sich ein kostbares und geheimnisvolles mittelalterliches Manuskript, das viele Herren begehren. So sehr begehren, dass sie bereit sind, ein Verbrechen zu begehen, um in seinen Besitz zu gelangen.

Die Wärter im prunkvollen Salle Ovale, site Richelieu, wo die vergilbten Schriften liegen, sprechen nicht gern über die Hinweise, die sie erreicht haben, über die anonymen Briefe, in denen von einem drohenden Diebstahl, einer möglichen Zerstörung durch ätzende Säuren und anderen dunklen Machenschaften rund um das Manuskript berichtet wird.

»Vielleicht ist ja alles nur ein schlechter Scherz«, sagt einer der leitenden Bibliotheksangestellten, die den Bestand der alten Bücher überwachen. Aber so richtig überzeugt scheint er davon nicht zu sein. Angeblich soll die Museumsleitung die Polizei gebeten haben, gegen unbekannt zu ermitteln, aber da noch kein Strafbestand vorliegt, hat das kaum Chancen. Eine Detektei sei eingeschaltet worden, bis jetzt ohne jede Spur, heißt es. Die im Geheimen tätigen Ermittler dürften gute Gründe haben, warum sie die mysteriöse Sache nicht an die große Glocke hängen, zu oft fühlen sich potentielle Nachahmungstäter ermutigt. In der Nationalbibliothek von Paris ist man jedenfalls besorgt um diesen großen Schatz.

Und so wird die Schrift seit Monaten ganz besonders gut bewacht; sie ist auf Arabisch verfasst, fein geschwungene Buchstaben, 27,5 Zentimeter hoch, 20,5 Zentimeter breit sind die Seiten, je 23 Zeilen pro Blatt. 110 Blätter sind erhalten, an den Rändern teilweise eingerissen, vergilbt, insgesamt aber in einem erstaunlich guten Zustand.

Das Manuskript stammt aus dem Jahr 1356 und trägt den schlichten Titel *Rihla*, was so viel bedeutet wie »Die Reise«. Merkwürdig sperrig ist die Unterzeile gewählt: *Tuhfat al-Nuzzar fi Ghara'ib al-Amsar wa Aja'ib al-Asfar*, was sich übersetzen lässt als: »Ein Geschenk an diejenigen, die sich für die Wunder der Städte und den Reiz des Reisens interessieren«. Der Verfasser des Werks ist ein muslimischer Rechtsgelehrter, Abenteurer und Forscher. Heutige Wissenschaftler im Orient, aber auch im Westen, halten ihn für den aufregendsten, inspirierendsten und weitestgereisten Weltenbummler und Welterklärer des gesamten Mittelalters, sein venezianischer Zeitgenosse Marco Polo eingeschlossen: Das Vermächtnis dieses Ibn Battuta gilt als ein Dokument von unschätzbarem Wert. Als ein einmaliges, unersetzliches Zeugnis.

Das *Rihla* der Pariser Nationalbibliothek ist, wie so vieles in westlichen staatlichen Büchereien und Museen, selbst ein Raubgut. Auf welch verschlungenen Wegen es an die Seine gefunden hat, lässt sich als eine fast ebenso abenteuerliche Geschichte erzählen wie das Entstehen des Werks selbst. Der französische Adlige und Arabist Jean-Jacques Delaporte hatte sich das Vertrauen von Napoleon Bonaparte erschlichen und durfte Ende des 18. Jahrhunderts an dessen Ägypten-Feldzug teilnehmen. Von Kairo aus schlug er sich in den Maghreb durch und fand in Marokko eher zufällig in einem verstaubten Laden das Manuskript. Ohne auch nur einen Franc zu bezahlen, beschlagnahmte er die Schrift und transportierte sie in seinem Handgepäck in die Heimat. Später

erwarb sie der französische Staat und machte das *Rihla* schließlich der Öffentlichkeit zugänglich.

Wer könnte heute ein Interesse haben, den Reisebericht aller Reiseberichte zu stehlen? Ein Verwandter des früheren Besitzers aus Marokko, der sich um seinen rechtmäßigen Besitz geprellt sieht? Oder womöglich ein besessener Sammler aus dem Westen, der das unverkäufliche Manuskript für sich allein haben will, um sich an dem Kunstwerk unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu ergötzen? Und wer könnte das *Rihla* in seiner Originalform gar vernichten wollen? Ein fanatisierter Islamist, dem der Text des mittelalterlichen Reisenden zu liberal gegenüber Andersgläubigen, zu tolerant, zu »aufgeklärt« scheint – oder ein radikaler Christ, dem das so selbstverständlich ausgebreitete Überlegenheitsgefühl dieses weltgewandten Muslims gegen den Strich geht?

Ein Hauch von Dan Browns *Da Vinci Code*, eine Prise von Georges Simenons *Maigret*, eine Spur von Steven Spielbergs *Indiana Jones* – all das, was sich jetzt in Paris ereignet oder vermutet wird, mag Zufall sein, eine bizarre, abenteuerliche kriminalistische Wendung der Neuzeit. Und doch passt es zum spektakulären Leben und Werk des mittelalterlichen Reisenden. Zu dem Mann aus Tanger, dessen vollständiger arabischer Name Scheich Abu Abdallah Mohammed bin Abdallah bin Mohammad bin Ibrahim al-Lawati lautet, Kurzform Ibn Battuta.

Was für ein Leben!

Der Berbersohn aus einer Juristenfamilie studiert islamisches Recht und bricht 1325 in seiner marokkanischen Heimatstadt mit einundzwanzig Jahren auf zum Hadsch, zur Pilgerfahrt nach Mekka und Medina – mutig für die damalige Zeit, aber noch nicht allzu ungewöhnlich, einen Besuch der heiligen Stätten soll jeder Gläubige »nach Möglichkeit« einmal in seinem Leben durchführen, die Kaaba sieben Mal umrunden, den Teufel symbolisch steinigen. Anfang des Jahres machen sich auch in der damaligen Zeit



überall in der islamischen Welt Karawanen auf den mühseligen und langen Weg. Ibn Battuta aber schließt sich keiner Gruppe an, er geht auf eigene Faust los. Und zwar im Sommer, fast so, als wollte er das Schicksal herausfordern. Durch die Wüsten des Maghreb bis Alexandria und Kairo gelangt er über Damaskus schließlich nach Mekka. Vollzieht dort die religiösen Rituale.

Zeit für die Heimfahrt – doch Ibn Battuta kehrt nicht um, er ist wie besessen von Neugier und Reiselust. Nie eine Route zweimal machen, wird zu seinem Leitsatz. Der Weg, nein, der Umweg ist das Ziel. Er durchquert in den kommenden beinahe dreißig Jahren die gesamte damals bekannte Welt, weiter, immer weiter, bis jenseits aller Grenzen. Ganz getreu des Auftrags, den der Prophet Mohammed den Gläubigen gemäß einem berühmten *Hadith* mitgegeben hat: »Suchet das Wissen, und wenn ihr bis nach China gehen müsst!«

Über die heutige Türkei reist Ibn Battuta durch Zentralasien, mit Zwischenstation auf der Krim und als Gast der »Goldenen Horde«, nach Persien, Afghanistan, Indien, die Küste Malabars hinunter zu den Inseln der Malediven, nach Sri Lanka und Indonesien, bis zum fernsten Ziel, und das ist – tatsächlich – China. Viermal pilgert er insgesamt nach Mekka, Abstecher führen ihn nach Afrika und gegen Ende seines Weges auch nach Andalusien. Oft wirken seine Pläne erratisch, oft sind die Wendungen und Windungen kaum nachzuvollziehen, ein Reisender scheint da unterwegs, auch und vor allem um des Reisens willen (und mit gelegentlichen Anfällen von Heimweh). Ein im wahrsten Sinne des Wortes Getriebener.

Glaubt man Ibn Battutas Beschreibungen aufs Wort, hat er zu Fuß und in Ochsenkarren, auf dem Rücken von Pferden, Eseln und Kamelen, in klapprigen Wagen, auf Segelbooten, Frachtern und Dhows mehr als hundertzehntausend Kilometer zurückgelegt, eine Strecke dreimal so lang wie die von Marco Polo. Auf

einer Weltkarte unserer Zeit sind es fast fünfzig Länder, die er auf seiner Route durchquert.

Er verdurstet fast in der Wüste. Er quält sich über bitterkalte, schneebedeckte Berggipfel und durch reißende Flüsse. Er muss mit ansehen, wie Sturm und Regen seine Habseligkeiten zerstören. Er wird von Wegelagerern überfallen, von Piraten gefangen genommen, von Feinden gedemütigt; ein Schiff mit seiner Geliebten und vielen seiner Freunde, nebst all seinen Besitztümern und den Gastgeschenken für den chinesischen Kaiser, versinkt in einem Orkan. Er erkrankt an Diarrhö, wäre beinahe Malaria-Attacken zum Opfer gefallen und erlebt das Wüten der Pest, die buchstäblich vor seinen Augen Zehntausende hinwegrafft.

Was ihn bei all diesen Rückschlägen am Leben hält, sind sein unerschütterlicher Glaube, seine Kenntnisse des Korans und des arabischen Rechts, die ihm zu immer neuen Kontakten und Jobs verhelfen. Er arbeitet als Richter und Diplomat im Dienste hoher Herren, er wirkt als Gelehrter, Makler und Kaufmann. Er mischt sich gern unter die Massen, zieht nach menschlichen Enttäuschungen dem prallen Leben gelegentlich aber auch die Einsamkeit des Eremiten vor. Und alles interessiert ihn, die Bräuche der Fremden, die für ihn ungewöhnlichen religiösen »Abweichungen«, ihre Schlafgewohnheiten, ihre Pflanzen und Früchte und Kochrezepte, nicht zuletzt ihre sexuellen Vorlieben.

Seine Aufzeichnungen kommen als ein äußerst abenteuerlicher, dem Leben zugewandter Tatsachenbericht daher, mit Anklängen an einen wissenschaftlichen Bericht à la Alexander von Humboldt. Und dann wieder wie ein Fantasy-Roman im Stil eines J. R. R. Tolkien, wenn der Autor, wie unter Drogen, von einem riesigen Vogel Ruch und unglaublichen indischen Seiltricks berichtet, von Träumen und mystischen Prophezeiungen, die auf wundersame Weise in Erfüllung gehen.

Immer aber ist das *Rihla* auch eine spirituelle Schrift, sein Verfasser ruht in seiner Kenntnis von Allah und der Gewissheit, dieser »richtige« Glauben sei allen anderen überlegen (wenngleich er den anderen Religionen der »Schrift«, den Juden und Christen, besonderen Respekt zollte und weltliche Leistungen der »Ungläubigen«, beispielsweise in China, durchaus objektiv zu würdigen wusste). Der Sunnit Ibn Battuta hat kaum größere Vorbehalte gegenüber Schiiten, er bedauert sie eher für ihren Irrweg. Der Weltoffene bewundert in seinem späteren Leben zunehmend die Sufi-Orden mit ihren Tänzen und ihren Wundertätern; er besucht leidenschaftlich gern ihre Gräber, erzählt beeindruckt von der Weisheit der Frommen.

Ibn Battuta ist ein Abenteurer vor dem Herrn par excellence. Ein Mann der Lust, der Leidenschaft, aber auch der Lehre, immer auf der spirituellen Suche, nach dem Sinn des Lebens. Ein tief in seinem Glauben verwurzelter Aufgeklärter, der wunderbar beobachten und scharfsinnig urteilen kann. Kein Heiliger, nein, das war er weiß Gott nicht, sondern ein Mann mit Fehlern, mit Ecken und Kanten, eitel und durchaus empfänglich für Geld und Gut und die Verführungen der Macht.

Er trifft einige der wichtigsten Herrscher seiner Zeit, porträtiert sie feinfühlig, aber durchaus mit der intellektuellen Distanz eines unabhängigen Reporters. Fast acht Jahre lang dient er als eine Art Justizminister dem mächtigen Herrscher von Delhi; nach seinem Urteil ist dieser Mohammed Ibn Tughluq »der besessenste von allen Menschen, die ich traf, äußerst großzügig im Austeilen von Geschenken wie im Vergießen von Blut«. Er fürchtet ihn, und er schmeichelt ihm. Er flunkert ihm wie auch anderen Sultanen ohne Bedenken etwas vor, um sich ihre Gunst zu erhalten – mit durchaus unterschiedlichem Erfolg, mit letztlich lebensgefährlichen Konsequenzen, wie er sich später eingestehen muss. In Delhi geht es, nach bängen, von Exekution und Folter bedrohten

Stunden, noch einmal gut: Er darf als Chefgesandter des Sultans nach China ziehen.

Ibn Battuta ist fasziniert von der Idee, den mächtigsten Männern der Welt zu begegnen, er schafft es, fünf der sieben, die er selbst in diese Kategorie erhoben hat, gezielt kennenzulernen. Aber so sehr er den roten Teppich, den die Mächtigen ihm ausrollen, genießt; so sehr er Planung schätzt – oder wenigstens als notwendiges Übel akzeptiert –, so oft handelt er auch spontan, impulsiv. Springt auf die nächste Dschunke, die den Hafen verlässt, besteigt das nächste zur Verfügung stehende Pferd oder Kamel. Nach der Wegbiegung, hinter dem Horizont wartet schon das nächste Abenteuer.

Gegenüber Frauen gibt er sich ein Leben lang durch und durch als Macho. Er lässt sich unterwegs schöne Sklavinnen als Konkubinen zuführen, ausführlich und geradezu Connaissanceurgenüsslich schildert er im *Rihla* die Orte mit den schönsten Vertreterinnen des anderen Geschlechts und ihre Besonderheiten. Er heiratet auf seinen längeren Zwischenstationen mehr als ein halbes Dutzend Frauen verschiedenster Stämme und Hautfarben, zeugt um die fünfzehn Kinder – die er, wenig von Skrupeln oder Sentimentalität geplagt, wieder verlässt. Und doch gibt es in seinem Reisebuch die Andeutung von einer Frau und einem Kind, die ihm besonders am Herzen liegen. Die Ahnung davon, dass das Immer-weiter-Reisen bei allen Glücksgefühlen auch einen hohen Preis hat.

Ibn Battuta findet nichts dabei, seine Schönheitsideale mit seinen Lesern zu teilen und dem anderen Geschlecht je nach Land und Lage Gütenoten zu verteilen: Die Frauen von Shiraz in Persien haben es ihm wegen ihrer »besonderen Attraktivität« ange-tan, die Frauen von Mekka wegen ihres betörenden Parfums, »das in der Luft hängen blieb, wenn sie vorbeigingen«, die Frauen des Berberstammes Bardama (der wirklich so heißt) wegen ihrer per-

fekten, »höchst eleganten Figuren, schön fett sind sie, und ihre Haut ist reines Weiß«. Fast zur Verzweiflung bringen ihn die Malediverinnen, die oben ohne herumlaufen – »es gelang mir trotz aller Bemühungen nicht, ihnen diese Unsittlichkeit auszutreiben«. Andererseits genießt er durchaus ihre »besondere Geschicklichkeit beim Geschlechtsverkehr«. Er führt das fachmännisch auf die scharfe einheimische Kost zurück. Auch die Politik auf den Inseln findet er heiß, lässt sich nach Einheirat in die höchsten Kreise in einen Machtkampf verstricken und denkt zwischenzeitlich ernsthaft daran, um die Inselherrschaft zu putschen.

Er lässt es schließlich. Flieht weiter. Wie schon seit Beginn seiner Reise kann er auf ein ganzes Netzwerk von Kontakten zurückgreifen, wird auf Empfehlung von einem hochrangigen Politiker oder reichen Kaufmann weitergereicht. Geschenke und Verpflegung betrachtet Ibn Battuta eigentlich als Selbstverständlichkeit. Er weiß: Der weitgereiste Gast wird selten als Belastung, fast immer als Bereicherung gesehen.

Ibn Battuta kann sich mit seinen Geschichten und Erkenntnissen revanchieren, ein hoch angesehenes Gut für jeden der Wissbegierigen aus der Oberschicht, der ihn bewirtet: Er ist ihr Fenster zur Welt, bald geht ihm ein Ehrenname voraus: *Shamsed-Din*, »Gottes Sonne«. Und als hoch geachteter Pilger steht ihm, wenn es mit der Gastfreundschaft der Mächtigen und Reichen einmal nicht klappt, wie allen anderen Wallfahrern ein Geflecht einfacher Pensionen offen, die ihm unentgeltlich Bleibe anbieten und ihn mit Essen versorgen.

Das frühe und mittlere 14. Jahrhundert, die Lebenszeit des Ibn Battuta, ist eine aufregende Epoche, eine Ära, in der alles in Bewegung scheint, die Politik, die Menschen, die Warenströme. Es ist eine erstaunlich globalisierte Welt – und die Erklärung, der Schlüssel für dieses Phänomen besteht eindeutig in der Vorherrschaft einer Religion: Der Prophet Mohammed und seine moralischen

wie politischen Grundsätze bestimmen damals einen Großteil der Erde oder beeinflussen ihn zumindest ganz wesentlich.

Wer im Westen von der »Glanzzeit des Islam« spricht, der meint in der Regel das »klassische« Abbasiden-Kalifat vom 8. bis 10. Jahrhundert mit seinen Zentren in Damaskus und Bagdad. Da ist dann von Harun al-Raschid die Rede, dem gütigen Herrscher aus *Tausendundeiner Nacht*, oder von seinem Vater Muhammad al-Mansur, der nach seinem Sieg gegen die Oströmer als Reparationen keine Sklaven oder Territorien verlangte, sondern die Übergabe von vierzigtausend byzantinischen Büchern und deren Übersetzung ins Arabische. Und nicht nur die großartigen Bauwerke, die von Persien bis hin in das maurisch beherrschte andalusische Córdoba entstanden, prägten dieses Zeitalter, sondern auch wissenschaftliche Fortschritte in der Mathematik und der Astronomie sowie soziale Errungenschaften, allen zugängliche Krankenhäuser, öffentliche Müllabfuhr, Bibliotheken.

Anders als in gar zu glorifizierenden Werken muslimischer Historiker behauptet, wurden Angehörige anderer Religionen zwar nicht als gleichberechtigt angesehen, aber immerhin weitgehend mit Achtung und Toleranz behandelt. Europa, so geht die gängige, im Westen kolportierte Kurzgeschichte der Welt, habe sich dann in den kommenden Jahrhunderten von seiner Rückständigkeit erholt und spätestens mit der Aufklärung den endgültigen Durchbruch zur Spitze geschafft; mit dem Islam ging es durch interne Streitigkeiten und die Unfähigkeit, sich zu reformieren und sich an moderne Entwicklungen anzupassen, stetig abwärts.

Doch ganz so einfach ist es nicht. »Die innovative Brillanz des Abbasiden-Kalifats wiederholte sich zwar im folgenden halben Jahrtausend nicht, aber die mittlere islamische Periode von 1000 bis 1500 erlebte eine stetige und bemerkenswerte Expansion des Islam, und zwar nicht einfach nur im religiösen Glauben, sondern auch als kohärentes, universalistisches Modell eines zivilisierten

Lebens«, schreibt der amerikanische Historiker Ross Dunn von der University of California, San Diego. Der britische Wissenschaftler David Waines von der Lancaster University nennt Ibn Battutas Lebenszeit eine Periode »relativer Ruhe und Konsolidierung, die auf die Sintflut der mongolischen, in der Zerstörung des abbasidischen Kalifats und Bagdads 1258 gipfelnden Invasionen« gefolgt sei.

Ja, es gibt Rivalitäten und Stammeskriege und gefährliche Regionen, als der Abenteurer aus Tanger die Welt erforscht, Herrscher unterschiedlichster Provenienz bestehen auf die Einhaltung der speziell von ihnen erlassenen Vorschriften. Aber sie würden sich nicht anmaßen, mit ihren Ansprüchen gegenüber den Bürgern grundsätzlicher zu werden: In weiten Teilen der Welt gilt das göttliche Gesetz, wird die Autorität des Islam als höchstes, den Tagesablauf bestimmendes, das Miteinander der Bürger regelndes Gesetz nicht angezweifelt.

Marco Polos Reise – der Venezianer ist 1324 gestorben, ein Jahr bevor der Mann aus dem Maghreb loszieht – war ein Trip in die *Terra incognita*, in völlig fremde, fremdartige Regionen. Ibn Battutas Reise hingegen bewegt sich weitgehend innerhalb der Grenzen dessen, was sich *Dar al-Islam* nennt, das »Haus des Islam«, in dem Muslime das Sagen haben, wo islamisches Recht herrscht. Er besucht als Einziger jedes der damals von Muslimen regierten Reiche. Und selbst dort, wo Ibn Battuta auf Regionen trifft, in denen seine Glaubensbrüder nicht an der Macht oder weit in der Minderheit sind, etwa in Ceylon oder China, kann er sich darauf verlassen, dass er muslimische Händler antrifft, die auf dem Seeweg gekommen sind, sesshaft wurden und ganze prosperierende Stadtviertel kontrollieren.

Das »Haus des Islam« ist mehr noch als eine geografische Größe, die vom Maghreb bis Mali und zu den Malediven reicht: Es ist »ein Ideal, eine Sehnsucht, ein geteiltes Bewusstsein, das

eine globale Sammlung Individuen mit den gleichen spirituellen Vorstellungen und Praktiken verbindet«, wie es Reza Aslan, Professor an der University of California in Riverside, formuliert. Ibn Battuta, Reisender und Forscher, Diplomat und Kaufmann, Lehrer und Priester, weiß sich bei seinem Wahnsinnstrip bis zu den Enden der Welt aufgehoben in einer göttlichen Gemeinschaft, der islamischen *Umma*. Unter den Seinen.

Hätte man ihn nach seiner Heimat gefragt, hätte er wahrscheinlich nicht Tanger genannt, auch nicht das größere marokkanische Meriniden-Reich, nicht Nordafrika. Sondern das »Haus des Islam«. Ihm und seinen spirituellen, moralischen und sozialen Werten fühlt er sich verpflichtet, er ist stolz auf dessen Größe und immer bemüht, den göttlichen Ansprüchen zu genügen und sie anderen zu vermitteln – bei allen seinen eigenen Abweichungen und Schwächen. Ibn Battuta begreift sich als ein Weltbürger, als ein Bürger der islamischen Welt, und das ist für ihn identisch.

Nach einem Vierteljahrhundert unterwegs kehrt er in die Heimat zurück. In Damaskus hat ihn über Freunde die Nachricht vom Tod seines Vaters erreicht. Er beeilt sich nun, hetzt durch das von der Pest heimgesuchte Kairo, dann per Schiff weiter, seine Mutter lebe noch, haben sie ihm gesagt. Er kommt zu spät; sie ist wenige Wochen vor seiner Ankunft im Jahr 1349 verstorben.

Den Rastlosen hält es nicht lange in Marokko. Er schließt sich einem Regiment von Freiwilligen an, das Gibraltar und angrenzende Gebiete vor den Christen verteidigen will – die *Reconquista* macht ihm Sorgen. Die Rückeroberung Andalusiens durch die »Ungläubigen« ist in vollem Gang, Córdoba, Valencia und Sevilla sind schon längst gefallen, das islamische Reich Granada auf der Iberischen Halbinsel hält sich noch (und wird bis 1492 unter der Herrschaft der Nasriden bleiben). Ibn Battuta engagiert sich für den Islam. Aber er ist kein Krieger, war es sein Leben lang nicht. Seine Unterstützung für die Glaubensbrüder ist eher symbolisch,



sein *Dschihad*, wie der so vieler in der Geschichte des Islam, kein waffenklirrender, selbstmörderischer, andere mordender Kampf, sondern ein hoher moralischer, inspirierender Einsatz.

1352 geht er noch einmal auf große Reise, schließt sich einer Karawane an, die ihn durch die Sahara bis nach Timbuktu bringt – eine tollkühne Reise, bei der man fast eine Todessehnsucht vermuten mag. Er übersteht auch diese Strapazen. Nach seiner Rückkehr macht er dem einflussreichen Abu Inan Faris, Sultan von Fez, seine Aufwartung, er wirkt jetzt ausgebrannt, so, als seien ihm buchstäblich die Ziele im Leben ausgegangen. Doch es wartet noch eine große Aufgabe auf ihn: Der mächtigste Mann Marokkos regt an, Ibn Battuta möge doch seine Erlebnisse aufschreiben. Reiseberichte sind im islamischen Mittelalter eine durchaus populäre Form. Aber das *Rihla* des Weltenbummlers aus Tanger könnte etwas Einmaliges werden, das hat der aufgeklärte und neugierige Herrscher erkannt. Und er gibt ihm, sozusagen als Ghostwriter, einen jungen andalusischen Schriftsteller zur Hand.

Dieser Ibn Juzayy erweist sich als ein Segen und ein klein wenig auch als Fluch für das gemeinsame Werk: Als Dichter hochbegabt, gelingt es ihm, die sprudelnden Erinnerungen seines Gegenübers in eine ansprechende, ja literarische Form zu gießen. Aber Ibn Juzayys primäres Interesse gilt nicht einem genauen zeitlichen Ablauf der Ereignisse, und Ibn Battuta, der offensichtlich kein Tagebuch geführt hat, gerät gelegentlich bei seinen Erzählungen so aus dem Takt – und aus der Zeit –, dass jeder neuzeitliche Wissenschaftler oder Nachreisende vor einigen Passagen kopfschüttelnd konstatiert und kapituliert: Ganz so kann es nicht gewesen sein.

Und der ehrgeizige Ghostwriter begnügt sich nicht mit dem ihm präsentierten Stoff, möchte sich offensichtlich auch gern selber verwirklichen. Manchmal macht er das kenntlich, aber nicht immer. Und dann nimmt er sich sehr große künstlerische

sche Freiheiten: Er kupfert einige der besten Stellen aus früher erschienenen Reiseberichten ab, fügt sie als Battuta-Original in den Text ein.

Trotz dieser kleinen Abstriche: Dem Autorenpaar gelingt, inhaltlich wie sprachlich, ein großer Wurf. Im Frühjahr 1355 vollenden sie das Werk. Für den Abenteurer und Welterklärer Ibn Battuta schließt sich so ein Kreis, er hat seinen Frieden gefunden: »Ich habe in der Tat, Allah sei gepriesen, mir meine Sehnsucht erfüllen können und bin weiter auf der Welt geirrt, als es meines Wissens nach je ein anderer geschafft hat. Groß ist meine Hoffnung, dass der allmächtige Gott kraft seiner Gnade und Barmherzigkeit auch meinen Wunsch erhört, die Gärten des Paradieses zu sehen.«

Ibn Battuta lebt noch dreizehn Jahre, nach anderen Quellen sogar zweiundzwanzig Jahre, vermutlich als hoch geehrter – und vom Sultan zu Fez hoch bezahlter – Richter. Das hat er nicht mehr dokumentiert, seine späte Zeit ist ihm offensichtlich unwichtig: Das *Rihla* soll sein einziges, sein wahres Vermächtnis sein.

In der islamischen Welt wird das Werk des Ibn Battuta bald begeistert herumgereicht. Im christlichen Abendland bleibt das Manuskript lange Zeit unbekannt, ein Beispiel für das Desinteresse Europas an einem Austausch der Kulturen. Der exzentrische Schweizer Koran-Gelehrte Johann Burckhardt, der sich als »Scheich Ibrahim« durch die Suks von Kairo schleicht, stößt schließlich Anfang des 19. Jahrhunderts auf das Schriftstück. Der Orientalist Ulrich Jasper Seetzen verschafft der Bibliothek des Herzogs von Gotha eine Fassung. Welches Schicksal das vergilbte, brüchige Originalmanuskript von Napoleons Ägypten-Feldzug bis zur Nationalbibliothek in Paris genommen hat, ist bekannt.

Wie und von wem es heute gefährdet erscheint, steht in den Sternen. Das bleibt so rätselhaft wie manches in dem noch längst nicht ganz erforschten, geheimnisvollen Leben des Ibn Battuta.

Hat er es wirklich die Wolga hinauf geschafft, wie geschildert, und dann später von der chinesischen Südküste bis Peking? Wo liegt das mysteriöse Reich Tawalisi, das von Amazonen regiert wird und das er auf dem Weg nach Fernost besucht haben will – im heutigen Kambodscha, in Vietnam, im Reich der Phantasie? Was ist an Spuren von ihm, von seinen Freunden geblieben? Welche seiner Ideen, seiner Ideale, seiner Wertvorstellungen haben überlebt?

Nach Ibn Battuta sind in der arabischen Welt ein Flughafen (Tanger), ein Einkaufszentrum (Dubai), diverse Hotels (Fez, Abu Dhabi, Medina) sowie ein Videospiel benannt; auf Antrag einer muslimischen Forschergruppe heißt jetzt sogar ein Krater auf dem Mond nach ihm. Aber das sind Formalien, Äußerlichkeiten. Unklarer ist da schon, welche seiner Gedanken heute noch die islamische Welt prägen. Wie es mit seinem spirituellen Erbe aussieht. Oder dem Verrat daran.

Und was bedeutet Ibn Battuta für die westliche Welt? Schulbücher in Europa und den USA erwähnen den größten aller mittelalterlichen Reisenden kaum. Und wenn überhaupt, unter der Hilfskonstruktion, der Mann sei so etwas wie der »arabische Marco Polo« gewesen – dabei müsste es nach der Lebensleistung wohl eher andersherum heißen: Marco Polo war der »europäische Ibn Battuta«.

\*

Ich glaube, ich bin zum ersten Mal Anfang der Siebzigerjahre auf den Namen Ibn Battuta gestoßen, damals, bei einem Trip nach Tanger, und es war eine höchst oberflächliche erste Bekanntschaft – sporadische Erzählungen und Berichte über einen Reisenden, dessen Bedeutung ich noch nicht einschätzen konnte. Ich habe ihn dann bald wieder vergessen. Wie so viele andere Autoren

und Reporter hat mich Marco Polo fasziniert, große Teile »seiner« Seidenstraße bin ich entlanggefahren. Seine Heimatstadt Venedig war ohnehin seit jeher eine meiner Favoritinnen.

Später beschäftigte ich mich intensiver mit einem seiner Vorreisenden, dem chinesischen Mönch Hsüan Tsang, der im 7. Jahrhundert sechzehn Jahre lang durch Zentralasien und Indien gepilgert ist, um die Quellen des Buddhismus zu studieren. Ich fuhr auf »seinen« Strecken über den Himalaja, den ebenso holprigen wie landschaftlich großartigen Pamir Highway entlang und den Ganges hinunter. Und dann war da noch der Admiral Zheng He (1371–1433), dem ich gelegentlich nachreiste, in seine Zielhäfen Surabaya, Malakka und Mombasa. Der Nachgeborene der großen mittelalterlichen Entdecker hat einige Jahrzehnte nach Marco Polo und Ibn Battuta mit seiner Flotte von sechzig Schiffen und fünfundzwanzigtausend Mann Besatzung große Teile Asiens und Afrikas erreicht. Verglichen mit seinen Vorgängern waren das Expeditionen de luxe, extrem gut vorbereitet, extrem professionell durchgeführt. Und wäre der Admiral nicht politisch in Ungnade gefallen, er hätte mit seiner Flotte womöglich die ganze Welt erobert.

Auf den großen arabischen Entdecker bin ich dann erst viel später wieder gestoßen, eher zufällig. In der Zeitschrift *National Geographic* erschien im Januar 1991 eine beeindruckende Reportage über Ibn Battuta, den »Prince of Travelers«, wie es darin hieß. Ich habe mir das Heft zurückgelegt und in späteren Jahren immer mal wieder darin geblättert. Dann besorgte ich mir eine englische Übersetzung des *Rihla*, deutsche gab es damals nicht – und war noch mehr fasziniert.

Bei einem meiner vielen Gespräche und Diskussionen mit dem Kollegen Peter Scholl-Latour machte ich einmal, eher scherzend, eine Verwandtschaft zwischen ihm und dem Marokkaner aus. Beide seien sie doch als rastlose Reisende, Länder-

sammler und Reporterlegenden bekannt, Scholl-Latour hatte damals gerade mit Timor-Leste, Osttimor, den letzten ihm »fehlenden« Staat der Erde besucht. Der neuzeitliche Welterklärer gab sich sofort und sehr ernsthaft als Ibn-Battuta-Fan zu erkennen. Er erzählte mir, dass er bei seinen Trips stets ein verschlissenes französisches *Rihla*-Exemplar bei sich trage und sich immer wieder stundenlang in den Text vertiefe.

Ende 2014 beschloss ich, mich für ein Jahr auf die Spuren des Ibn Battuta zu begeben. Die gesamte Reiseroute des Entdeckers nachzufahren, mitsamt seinen rätselhaften Umwegen, schien mir vermessen. Und so suchte ich mir zwölf Reiseziele in zwölf Ländern für zwölf Monate heraus. Orte, die ihm besonders viel bedeutet haben, um anhand derer seine Lebensgeschichte so historisch korrekt, so biografisch wie möglich nachzuzeichnen. Suchte nach Spuren, die er hinterlassen haben mochte. Versuchte, die »Wunder der Städte«, die er gesehen hatte, nachzuempfinden und sie mit seinen Eindrücken knapp siebenhundert Jahre zuvor zu vergleichen.

2015 sollte »mein Jahr mit Ibn Battuta« werden – von Marokko bis nach China, vom Ausgangspunkt seiner Odyssee bis hin zu ihrem weitesten Punkt fern der Heimat, und mit möglichst allen wichtigen, für ihn entscheidenden Zwischenstationen. Tanger, Kairo, Damaskus und Mekka; Shiraz, Dubai und Istanbul; Samarkand, Delhi und Male; Jakarta, Hangzhou und Granada – an diesen Orten habe ich mich auf seine Fährten geheftet und, so ähnlich wie er, Kontakte geknüpft. Zu Reichen und Einflussreichen, aber eben auch zu den ganz »normalen« Menschen, um ihre Sorgen, ihre Nöte, ihre weltlichen und spirituellen Sehnsüchte zu ergründen.

Es war nicht unbedingt so geplant, aber es hat sich als Muster ergeben: Das Nachreisen, das Neuzeit-Beschreiben sieben Jahrhunderte nach der *Rihla* spielte sich vor einem besonders brisan-

ten politischen Hintergrund ab, meine Ausflüge wurden fast zu einer Folie der gegenwärtigen Weltpolitik. Denn die Route führte praktisch durch all die Staaten außerhalb Amerikas und Europas, in denen sich derzeit die entscheidenden internationalen Entwicklungen ereignen.

Ibn Battutas Trip hat ihn – und mich – längere Zeit in Indien und China verbringen lassen: Heute sind das die beiden einzigen Staaten mit mehr als einer Milliarde Einwohnern, neue Großmächte, die ihre eigenen, gegensätzlichen Entwicklungsmodelle verfolgen. In beiden Riesenreichen sind Muslime nur eine Minderheit. Aber eine bedeutende Minderheit. In Indien zählen sie zwölf Prozent oder hundertfünfzig Millionen Menschen, ein wichtiger Faktor für die indische Politik und ein potentieller Unruheherd in der Hauptstadt Delhi, in der Ibn Battuta fast acht Jahre lebte. In China sind es derzeit kaum mehr als zwei Prozent, dreißig Millionen Menschen (aber immer noch mehr als etwa in Saudi-Arabien). Überall in der Volksrepublik, auch in einer Metropole wie Hangzhou, Tausende Kilometer von dem islamisch geprägten Autonomen Gebiet Xinjiang entfernt, werden sie als mögliche Gegner der Kommunistischen Partei – oder gar als potentielle Terroristen – misstrauisch beäugt.

Die wichtigsten Wege lenkten den Abenteurer aus Tanger aber nicht nach Indien und China, wo seine Glaubensgenossen schon damals keine Bevölkerungsmehrheit stellten, sondern durch Arabien, Südrussland, Zentralasien, Afghanistan, die damalige Welt der Muslime. Eine Welt, die der Islam auch heute noch prägt, und die sich in diesen Tagen besonders im Aufbruch, im Aufbruch befindet. Die Entwicklung hat manche mit Hoffnungen erfüllt, Stichwort »Arabischer Frühling«. Doch weit mehr Menschen macht sie heute Angst. Libyen und Syrien sind von Bürgerkriegen zerrissene Länder, und auch im volkreichen, zur regionalen Führungsmacht bestimmten Ägypten gärt es.

Der »Islamische Staat« (IS), wie sich die irakisch-syrische Terrormiliz nennt, ist zum Synonym des Schreckens, der akuten Bedrohung für den Nahen Osten, aber auch für uns im Westen geworden, Abu Bakr al-Baghdadis »Kalifat« zum Horror-Wort. Und auch anderswo ist der Glaube nicht gerade mit friedlichen Entwicklungen verbunden: Im sunnitischen Saudi-Arabien versteht sich das Königshaus als »Hüter der heiligen Stätten« des Islam, unterdrückt mit seiner rigiden Koran-Auslegung jeden Wunsch nach mehr Liberalität im eigenen Land drakonisch – und bekämpft die schiitischen Muslime von Teheran, Sanaa und Bahrain bis aufs Messer. Im Iran stehen die göttlichen Gesetze über allem, die Ayatollahs glauben, weitgehend ohne Rücksicht auf Pluralismus, Gewaltenteilung und Gedankenfreiheit regieren zu können. Ein Machtkampf, ein Religionskrieg, eine Mischung aus beidem – und eine Entwicklung, die den Weltfrieden gefährden könnte.

Doch gleichzeitig finden in Indonesien, wo mehr Muslime leben als in irgendeinem anderen Staat der Erde, freie und faire Wahlen statt, eine demokratische Ordnung behauptet sich gegen islamistische Tendenzen. Das ebenfalls ganz überwiegend islamisch geprägte Marokko ist längst zum Favoriten des internationalen Jetsets geworden, zum Reiseziel und Party-Paradies einer durchaus legeren und lasziven Klientel. Und viele »aufgeklärte« Muslime sind sogar überzeugt davon, ihren Glauben – trotz mancher Übergriffe – am besten und freiesten in Westeuropa leben zu können.

Gibt es also eher Fortschritte oder Rückschritte im Vergleich zu Ibn Battutas Zeiten, von der damaligen globalisierten Welt zur globalisierten Welt von heute? Haben sich die Muslime unversöhnlich auseinanderentwickelt, oder ist ihre ausgeprägte Verschiedenheit, die Vielfalt ihrer Traditionen und Glaubensformen, langfristig womöglich ein Vorteil? Sehen sich die

meisten noch als Teil der *Umma*, wollen sie womöglich durch eine wirtschaftlich erzwungene oder missionarisch gewollte Ausbreitung ihr »Haus des Islam« nach Europa ausdehnen? Existiert das Gefühl der religiösen Zusammengehörigkeit noch, das für Ibn Battuta so selbstverständlich war – und wenn nicht, was ist an die Stelle der *Pax Islamica* getreten, die Mitte des 14. Jahrhunderts große Teile der Welt prägte, anstelle einer Gesellschaft, die nach den Worten des amerikanischen Historikers Marshall Hodgson »näher als jede andere im Mittelalter dem Ideal kam, eine gemeinsame Weltordnung mit sozialen und kulturellen Normen zu schaffen«?

Navid Kermani, in Siegen geborener Sohn iranischer Eltern und ein gläubiger Muslim, beschwört bei seiner Dankesrede für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2015 in der Frankfurter Paulskirche die Großen der islamischen Geschichte: »Wir können nur staunen über die Originalität, die geistige Weite, die ästhetische Kraft und auch humane Größe, die uns in der Spiritualität Ibn Arabis, der Poesie Rumis, der Geschichtsschreibung Ibn Khalduns, der poetischen Theologie Abdalqaher al-Dschurdchanis, der Philosophie des Averroës, den Reisebeschreibungen Ibn Battutas begegnen.« Es sind allesamt Persönlichkeiten aus der mittelalterlichen Glanzzeit des Glaubens.

Der Islam steht in diesen Tagen an einem Scheideweg, Reformen und Fundamentalisten kämpfen um die Deutungshoheit. Sehr autoritäre Herrscher wie Ägyptens neuer Präsident Abdel Fatah al-Sisi versuchen mit aller Härte, radikale, aber auch moderate oppositionelle Muslime auszuschalten; eher »aufgeklärte« autoritäre Herrscher wie Dubais Emir Mohammed Ibn Raschid Al Maktum versuchen, Globalisierung und Glauben in Einklang zu bringen und für ihre eigenen Staatsbürger – wenngleich nicht für die »Gastarbeiter« – einen modernen, moderaten und welt-offenen Marktplatz der Muslime zu schaffen.



Im Westen betrachtet man alles, was mit dem Islam verbunden ist, mit großem Misstrauen. Unerklärlich scheint, dass sich junge Menschen in Großbritannien, Frankreich und Deutschland für die Terrormiliz IS begeistern können, für sie ihre Freiheiten aufgeben und sogar in den Krieg ziehen. Besonders nach den Terroranschlägen vom 13. November in Paris bekam die Angst neue Nahrung. Der IS brüstete sich mit den grausamen Taten, einige der Mörder hatten sich in syrischen Lagern radikalisiert und ausbilden lassen, und auch wenn sie zum allergrößten Teil in Frankreich und Belgien aufwuchsen – viele Europäer sind heute nicht mehr willig, zwischen Islam und Islamismus, zwischen Religion und ihrem Missbrauch zu differenzieren. Manche EU-Staaten sind nur noch bereit, christliche Flüchtlinge aus dem Nahen Osten aufzunehmen, sie verdächtigen Muslime pauschal als »Gefährder«, wollen sich abschotten.

Auch in diesem neuen Zeitalter der Grenzzäune aber ist eines sicher: Der Einfluss dieser Weltreligion wird weltweit zunehmen, ob man das in Europa und den USA zu akzeptieren bereit ist oder nicht. Das legen schon allein die Zahlen nahe, die das unabhängige Pew Research Center ermittelt hat. Demnach wird es bis zum Jahr 2050 zwar mehr Christen (plus fünfunddreißig Prozent) und auch mehr Hindus (plus vierunddreißig Prozent) als heute geben – aber der Islam wächst weit schneller, mit dreiundsiebzig Prozent. Damit dürfte kurz nach der Mitte des Jahrhunderts die Anzahl der Muslime die der Christen überholen, der Islam wird zur Weltreligion Nummer eins mit mehr als drei Milliarden Menschen. Mekka löst den Vatikan damit rein zahlenmäßig als wichtigstes spirituelles Zentrum der Erde ab.

Immer wieder tauchten bei meinen Nachreisen, bei meinen Recherchen in Sachen Ibn Battuta philosophische und spirituelle Betrachtungen auf. Und ebenso oft wurden sie überdeckt von Alltagsproblemen, von fehlenden Jobs, schlechten Gehältern, nicht

existenten Aufstiegsmöglichkeiten, Sorgen um die Ausbildung der Kinder und die Rente im Alter. Göttlichen Beistand wünschten sich viele meiner Gesprächspartner, aber vor allem wünschten sie sich – welche Rolle auch immer die Religion in ihrem privaten Leben spielte – göttlichen Beistand für ihre Regierenden, Good Governance ohne Korruption und Vetternwirtschaft.

Welche Knüppel die staatliche Bürokratie einem in den Weg werfen kann, erfuhr ich am eigenen Leib. Und welche Vor- und Nachteile das Reisen von heute gegenüber dem Reisen des 14. Jahrhunderts hat. In Ibn Battutas Erzählungen, in seinen kolportierten Träumen tauchen mehrfach große Vögel auf, von deren Schwingen er sich über die weiten Lande tragen lassen möchte; es sind erstaunliche Phantasien, denn natürlich war damals an den Bau von Flugzeugen noch nicht zu denken. Der Abenteurer musste sich auf Kamelen durch Wüsten quälen, Meere in manchmal abenteuerlichen, lebensgefährlichen Seelenverkäufern durchqueren. Ich überflog sie.

Aber andererseits: Ibn Battuta brauchte kein einziges Visum auf seinem Weg. Für den Besuch meiner zwölf Städte in zwölf Staaten benötigte ich elf Visa, nur das spanische Granada war ein »EU-Heimspiel«. In Tanger (Marokko), in Kairo (Ägypten), in Dubai (Vereinigte Arabische Emirate), in Istanbul (Türkei), Male (Malediven) und Jakarta (Indonesien) konnte ich den Sichtvermerk relativ problemlos bei der Einreise erhalten. Für Samarkand (Usbekistan), Delhi (Indien) und Hangzhou (China) waren Erklärungen gegenüber den in Berlin ansässigen Botschaften nötig, bevor nach wochenlangem Warten die Einwilligung kam. Journalistische Reisen in den Iran (Shiraz) und nach Saudi-Arabien (Mekka) gelten als Glücksfall – die Regierungen beider Staaten sind für eine äußerst restriktive Politik gegenüber unabhängigen Berichterstattern bekannt. Eine Einreise nach Damaskus war 2015 wegen des Bürgerkriegs nicht möglich, hier musste

ich mich auf frühere Eindrücke aus Reportagereisen und die Schilderungen von Freunden vor Ort verlassen.

Mein Jahr mit Ibn Battuta führt in eine Stadt, die drei der großen Reisenden des Mittelalters – Zheng He, Marco Polo und eben der Mann aus dem Maghreb – besucht haben: Hangzhou. Den »Himmel auf Erden« nennen die Chinesen sie, und wer je im Mondschein an den Ufern des Westsees oder an der über tausend Jahre alten, allen drei großen Entdeckern bekannten Phönix-Moschee entlang geschlendert ist, bekommt auch heute noch eine Ahnung von der früheren Faszination.

Und wenn Hangzhou das »weiteste« Ende meiner Reise ist, so hat sie auch einen natürlichen Anfang: Tanger. Die Geburtsstadt des Ibn Battuta, der Ort auch seines versteckten, geheimnisvollen Grabs. Sein Lebensmittelpunkt, wenn denn ein Weltenwanderer wie er überhaupt so etwas hat.

## Tanger – Ursprünglich

Für einen abenteuerlustigen jungen Mann ist das mittelalterliche Tanger Fluch und Versprechen zugleich, eine Heimatstadt als Herausforderung.

Der Legende nach hat Herkules diesen Ort gegründet, der stärkste Mann der Welt. Zur Ehre seiner Frau trennte der Mächtige eben mal die beiden Kontinente Europa und Afrika, schuf eine Passage zwischen Atlantik und Mittelmeer, nicht viel breiter als ein großer Fluss, errichtete große Säulen, um sein Werk zu säumen: den Fels von Gibraltar im Norden, die Jebel-Musa-Berge im Süden. Der griechische Philosoph und Geschichtsschreiber Platon nannte Tingis »den Rand der bekannten Welt« – östlich dessen vermutete er nur noch das sagenhafte, untergegangene Atlantis. Karthager, Phönizier und Römer beherrschten im Lauf der Jahrhunderte diese Grenzsiedlung, Anfang des 8. Jahrhunderts eroberten sie die Araber und verbreiteten im ganzen Maghreb den Islam.

Ibn Battuta erzählt in seinem Reisebuch nichts von seiner Kindheit Anfang des 14. Jahrhunderts, und die historischen Kenntnisse, wie genau es in der Stadt damals ausgesehen haben mag, sind spärlich. Selbst die Nachricht darüber, wann und warum sie die Namen gewechselt hat, verschwindet im Nebel der Geschichte. Tingis, Tanja, Tangier: Sie war nie eine wirkliche Metropole, von der es sich für die großen Historiker zu erzählen lohnte, nie ein Ort, der die Zeiten und die Weltläufte wirklich bewegte, sich in die Geschichtsbücher eintrug. Kein klingvoller Name, ein Ort der zweiten Klasse, der zweiten Wahl.

Ein Fluch für jemanden, der sich im Mittelpunkt des Geschehens fühlt, Abenteuer erleben, die Welt erkunden will.

Aber Tanger, diese weiße, windzerzauste, verwinkelte Ansiedlung, ist auch kein hinterwäldlerisches Dorf. Die Hafenstadt mit ihren damals vielleicht dreißigtausend Einwohnern war zu Batusas Zeiten längst eingebunden in den blühenden mediterranen Handel. Von Tanger aus fuhren Schiffe durch die Meerenge hinüber nach Andalusien, auch weiter weg Richtung Osten nach Tunis und nach Alexandria, oder auch nach Venedig, eine der wenigen europäischen Städte, die während der europäischen Zeiten der Zersplitterung und des Niedergangs mit den muslimischen Metropolen mithalten konnte.

Es muss tagaus, tagein ein reges Geschäftsleben zwischen den Kais geherrscht haben, ein wuseliges Treiben, das sich von den schwindelerregenden Mauern der an die Hügel geklebten Kasbah bestens beobachten und hören ließ: die Kaufleute, die ihre Sklaven anbrüllten, wenn sie die Schiffe nicht schnell genug mit Stoffen und Früchten für den Export beluden; die Künstler und die Handwerker, die ihre aus der Ferne mitgebrachten Gerätschaften vorsichtig balancierten, während Frauen die Seidenballen aus fernen Ländern in Sicherheit brachten; die Soldaten, die mit ihrem Kriegsgerät zur nächsten Garnison auf Boote einstiegen; die Studenten, die sich aufgereggt aufmachten, um zu den angesehenen höheren Koranschulen der Region zu gelangen, die anderen, die über das Meer Heimkehrenden, die von hier auf Esel und Pferde und dann auf »Wüstenschiffe« umsattelten, schwankende Kamele gegen schwankende Boote austauschend. Auf dem Weg ins Innere Marokkos, und, zu Karawanen zusammengeschlossen, oft auch noch weiter über die Sahara. Bis ins legendäre Timbuktu, bis nach Schwarzafrika.

Ein Versprechen für jemanden, der reisend möglichst die ganze Welt erobern wollte. Er musste nur den Abprung finden.

Hier in Tanger, von der nördlichsten Spitze Afrikas, ließ sich an klaren Tagen bis hinüber nach Europa schauen, und einige Kilometer entfernt am Kap konnte man von einer Anhöhe buchstäblich auf zwei Meere hinunterspucken, das tiefblaue *Mare Nostrum* und den grauschäumenden Atlantik. Hier oben waren zu allen Zeiten die beliebtesten Treffpunkte, die Verstecke, die Sehnsuchtsorte der Kinder von Tanger. Hier wird sich auch der junge Ibn Battuta mit seinen Spielkameraden getroffen haben. Um von fernen Ländern zu schwärmen. Und um von den Abenteuern und Wundern zu träumen, die in der Fremde mit ihren glanzvollen Städten warteten. Denn Ibn Battuta wusste schon in frühester Kindheit, dass die Zentren der Welt weit weg von Tanger lagen, dass in Ägypten, im Zweistromland, in Indien und in China die entscheidenden, die aufregenden, die bahnbrechenden Ereignisse passierten.

Und wenn er auch Marco Polos Erzählungen von der Seidenstraße und vom fernen Herrscher Kublai Khan auf dem Thron im Reich der Mitte nicht gekannt haben kann, so dürften ihm die Berichte früherer muslimischer Reisender zugänglich gewesen sein, die auch das Fernweh gepackt hatte – wenngleich sie es dann längst nicht so weit schafften. Die Schriften eines Ibn Jubayr von Valencia aus dem 12. Jahrhundert beispielsweise: Hat der jugendliche Ibn Battuta sie gelesen, heimlich vielleicht, gegen den Willen der Eltern, zugesteckt von Freunden? Den Mann als Vorbild genommen, der jedem riet, die »Chance der Freiheit« zu ergreifen, bevor man im Alter »mit den Zähnen knirscht angesichts der verpassten Möglichkeiten«?

Es fehlt Ibn Battuta während seines Heranwachsens jedenfalls nicht an materiellen Dingen. Die Eltern sind gut situiert, obere Mittelklasse würde man heute sagen. Die Angehörigen der Sippe haben sich schon vor Generationen aus den Bergen Marokkos in die Hafenstadt begeben, wo die Chancen für ehrgeizige Neu-

ankömmlinge besser waren. Der soziale Aufstieg vollzog sich über Jahrzehnte hinweg, über mehrere Generationen.

Als Ibn Battuta am 25. Februar 1304 geboren wird, hat sich sein Vater in der Stadt als islamischer Rechtsgelehrter etabliert. Solche *Kadis* sind gesuchte Leute, über sie können Geschäfte abgewickelt werden, sie entscheiden wichtige Alltagsprobleme und legale Auseinandersetzungen. Andere Mitglieder der Sippe arbeiten als *Faqih*s, ebenfalls eine erstrebenswerte juristisch-wissenschaftliche Karriere im gut bezahlten quasi-öffentlichen Dienst.

Dass der Battuta-Clan ursprünglich aus der tiefsten Provinz kommt, dass sie Berber vom Stamm der Lawata sind, fiel nicht negativ ins Gewicht. Hätte man auf ihre bäuerliche Herkunft herabgesehen, hätte man auch über die Regierenden von Tanger die Nase rümpfen müssen. Auch die Herrscher dieser Maghreb-Region waren ursprünglich Nomaden, kriegerische und rücksichtslose Kämpfer vom Stamm der Banu Marin. Sie nannten sich Meriniden, und etwa zur Zeit der Geburt des Ibn Battuta hatten sie ihre Macht über große Teile des heutigen Marokkos mit ihrer Hauptstadt Fez konsolidiert. Statt blutige Kämpfe untereinander auszutragen, besannen sie sich auf den lukrativen Handel mit Nachbarstaaten und den Aufbau eines fortschrittlichen Staatswesens. Sie stützten sich dabei auf loyale, tüchtige, im wahrsten Sinne des Wortes staatstragende Familien wie die Battutas.

Gerade weil sie Aufsteiger sind, legt Ibn Battutas Vater besonderen Wert auf die Erziehung und Ausbildung seines spätgeborenen Sohns. Das heißt vor allem, dass er fließendes Hocharabisch lernen muss, was ja nicht seine Muttersprache ist. Wichtiger noch, er muss mit allen Aspekten des Islam vertraut gemacht werden – der Glaube bestimmt und regelt zu dieser Zeit alle wichtigen Aspekte des alltäglichen Lebens.

Der Junge wird ab dem sechsten Lebensjahr in eine der Madrassen von Tanger geschickt, auf eine der Koranschulen. Sie liegen

meist in der Nähe der Moscheen, die Kinder sitzen im Halbkreis um den Imam, der ihnen die Grundsätze der Schreibtechnik, der arabischen Grammatik und des Rechnens beibringt. Vor allem aber geht es darum, das Heilige Buch auswendig zu lernen, immer wieder die Texte zu memorieren. Wer sich die schwierigen Wendungen nicht merken kann, in den werden sie förmlich hineingeprügelt. Und bei den Reichen gilt es durchaus als üblich, zusätzlich zu den Madrasa-Lektionen noch einen teuren Privatlehrer für den Zögling zu beschäftigen: Tutoren-Privileg statt Chancengleichheit.

Ibn Battuta gehört offensichtlich zu den Begabteren, zu denen, die schon mit zwölf Jahren den Koran durchgehend rezitieren können, sozusagen im Schlaf. Aus der heutigen Sicht – und aus dem Blickwinkel der westlichen Aufklärung – mag ein solches »blindes« Memorieren eines langen und extrem schwierigen Textes stumpfsinnig erscheinen. Ibn Battuta aber hat seine Gedächtnisleistung und sein gläubiges Aufsaugen des Textes offensichtlich viel bedeutet, die Heilige Schrift ist so etwas wie ein Anker seines Lebens. Immer wieder, so wird er später erzählen, hat er in schwierigen Lebenssituationen, gefangen von Räubern, bedroht von Piraten, verlassen von allen weltlichen Freunden, den Text vor sich hergesagt, Kraft und Lebensfreude daraus geschöpft.

Der Koran, das göttliche Wort, und Mohammed, das Siegel der Propheten, gibt dem jungen Mann wie allen seinen Glaubensbrüdern einen ethischen Kompass und soziale Vorschriften mit auf den Weg. Mit fünfzehn, sechzehn Jahren hat sich seine Ausbildung dann ganz in Richtung der Familientradition spezialisiert: Er bekommt die Grundzüge der Scharia vermittelt. Das auf dem Koran basierende heilige (und damit auch weltliche) Recht regelt das gesamte Spektrum des Zusammenlebens, von Heirat bis zu Erbangelegenheiten, von Geschäftspraktiken bis zum Steuersystem. Alles, von Markt bis Moral.



Die Glaubensunterwerfung – und das bedeutet »Islam« im Wortsinn – beruht für jeden Muslim auf fünf Säulen: Dazu gehört zunächst das Glaubensbekenntnis (»Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter«). Dann das Ritualgebet, das fünfmal am Tag zu bestimmten Zeiten verrichtet werden muss und eine Abfolge von Gebeten und Bewegungen umfasst – die Gläubigen wenden sich dabei in Richtung der Kaaba in Mekka, sie sollen sich im Zustand »ritueller Reinheit« befinden, auch der Boden, auf dem sie beten, muss sauber sein. Des Weiteren sind Muslime verpflichtet, Almosen für Bedürftige zu geben und im Monat Ramadan von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu fasten. Säule Nummer fünf des Glaubens ist die Pilgerfahrt. Wer gesundheitlich und finanziell dazu in der Lage ist, soll sich zumindest einmal im Leben nach Mekka aufmachen.

Die täglichen Grundpflichten bestimmen natürlich auch Ibn Battutas Tagesablauf. Sie schränken die Zeiten ein, in denen der Schüler mit anderen spielen kann, sie sind manchmal lästig, weil sie ihn beim Lernen unterbrechen und das Essen-und-Trink-Verbot während der Ramadan-Tage kann sehr hart sein. Aber die Regeln geben ihm auch einen Lebensrhythmus. Über sie zu diskutieren oder sich gar gegen sie aufzulehnen, kam sowieso nicht infrage, sie sind im wahrsten Sinne des Wortes gottgegeben.

Im sunnitischen Islam existieren damals weltweit mehrere große juristische Zweige, die *Shafii*, die *Hanafi*, die *Hanbali* und die *Maliki*. Letztere waren in Nordafrika dominant und vielleicht ein wenig orthodoxer als die anderen Schulen. Aber bis auf wenige Details gleichen sich zu Ibn Battutas Zeiten alle Rechtsauslegungen in der gesamten muslimischen Welt. Und die gehobene Amtssprache ist grenzüberschreitend Arabisch, von Malaga bis Malakka, von Tanger über Samarkand bis Timbuktu. Ibn Battuta ist mit seiner »globalisierten« Ausbildung damit in der privi-

legierten Lage, praktisch überall im »Haus des Islam« von Nahost bis Indien seinen Beruf auszuüben.

Natürlich hat er als Angehöriger der intellektuellen Elite gewisse Formalitäten zu erfüllen: Bei allen öffentlichen Auftritten erwartet man von einem *Alim*, einem »Mann des Lernens«, dass er einen Turban trägt, sich ein Tuch über Kopf und Schultern wirft, ein langes, makellos weißes Baumwollgewand mit weiten Ärmeln anlegt. Ibn Battuta verrät in seinem *Rihla* nicht viel über sein Aussehen, nur dass er einen Bart trug, erfahren wir aus seinem Lebens- und Reisebericht. Vermutlich wirkt er auf seine Zeitgenossen wegen seiner Berber-Herkunft nicht wie ein Küsten-Araber, sondern hatte blaue Augen und helles Haar.

Und natürlich sollte er sich als junger Mann der gelehrten Oberschicht stets benehmen wie ein Gentleman. Zurückhaltend, weise, gerecht, Macht und Mammon nicht übertrieben zugewandt und auf keinen Fall jähzornig, egomanisch, sexgetrieben – wir werden noch sehen, dass Ibn Battuta diesen Ansprüchen nicht immer genügte. Und was seine künstlerische Ader betrifft: Nur einmal wird er sich an einem eigenen Gedicht versuchen, er weiß wohl schon als junger Erwachsener, dass die Poesie nicht zu seinen großen Stärken gehört. Er ist eher der nüchterne Reporter. Beobachtet genau. Schreibt auf, was er sieht. Macht sich mit keiner Sache gemein, und schon gleich gar nicht mit einer guten. Herrscher beurteilt er nach dem Nutzen, die sie für ihn persönlich haben könnten, und nach ihren Erfolgen – wie sie zustande kommen, bleibt bei ihm eher zweitrangig.

Aber er hat auch etwas von einem Rebell in sich, fühlt sich hingezogen zu denen, die anders sind als die Masse, als der Mainstream. Zu den Einsiedlern, zu den Derwischen, zu den Gauklern. Zu den Sufi-Mystikern, die einen eigenen, individuelleren Weg zu Gott suchen. Und er brennt vor Abenteuerlust, vor Sehnsucht nach fernen Gefilden.

Mit einundzwanzig hat er seine Ausbildung abgeschlossen. Er könnte nun als Junior-Richter in das Geschäft seines Vaters oder Onkels einsteigen, eine respektable Kleinstadt-Karriere machen. Er könnte heiraten, sich ein Haus in den besseren Gegenden der weißen Stadt suchen, mit Blick auf den Hafen. Von seinem Diwan aus den Abenteuern hinterherträumen, während sie dort unten an den Kais die Waren aus fremden Ländern löschen, die Stoffe, die Gewürze, das Porzellan auf den Markt schaffen und Karawanen zum Weitertransport zusammenstellen. Ein Leben in geordneten Bahnen.

Aber Ibn Battuta treibt nur eines um – der junge Mann will weg vom Maghreb, dessen arabischer Wortstamm »das Entlegene« bedeutet, er will weg vom Rand der Welt, weg von der letzten Grenze Tanger. Zu den Zentren der Erde. Und zumindest in den kommenden Jahren werden das die großen, berühmten Stätten des Islam sein: Kairo, Damaskus, Mekka, Medina.

Es gibt nur eine große Reise, die für ihn naheliegt, die er auch bei seiner Familie – nach sicherlich langen, nervenzehrenden Diskussionen – durchsetzen kann: die Pilgerfahrt nach Mekka. Das sind von Tanger aus mehr als viertausend Kilometer Luftlinie, die Strecke führt auch durch eine der unwirtlichsten Gegenden der Erde. Aber es ist kein ganz ungewöhnlicher Trip. Wenn Ibn Battuta sich einer der Pilgergruppen anschließt, wenn alles glatt läuft, sollte er in zwei, höchstens drei Jahren zurück sein.

Ob Ibn Battuta damals schon gedacht hat, es könnte nach Mekka für ihn noch weitergehen, bis jenseits aller bekannter Horizonte, buchstäblich von einem Ende der Welt, dem westarabischen, zum anderen, dem chinesischen? Deutet sich seine unbändige, alles sprengende Wanderlust womöglich schon dadurch an, dass er im Sommer loszieht, hastig, ohne Begleitung – alles andere als eine Wallfahrt auf die bequeme Tour, die sich die Familie doch hätte leisten können?

»Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Liebenden«, beginnt das große Reisebuch, so wie es sich für das Werk eines Gläubigen gehört – und geht dann ganz nüchtern weiter, mit dem Anfang und den Umständen des großen Trips: »Ich verließ Tanger, meinen Geburtsort, am Donnerstag, den zweiten Rahab im Jahr 725 (14. Juni 1325), damals zweiundzwanzig Mondjahre alt (nach unserer Rechnung einundzwanzig Jahre und vier Monate), um die Pilgerfahrt zu dem Heiligen Haus (in Mekka) und zum Grab des Propheten (in Medina) anzutreten. Ich zog allein los, da ich keinen Weggefährten fand, mit dem ich mich unterwegs hätte austauschen können, und keine Gruppe von Reisenden, der ich mich hätte anschließen können. Es trieb mich ein fest entschlossener Sinn und ein leidenschaftliches Verlangen, diese glorreichen Heiligtümer zu sehen. So beschloss ich denn, mich von allen meinen Freunden zu trennen und meinem Elternhaus Lebewohl zu sagen. Da meine Mutter und mein Vater noch am Leben waren, fiel mir der Abschied besonders schwer, und auch sie überfiel der Schmerz.«

Schon nach wenigen Wochen ist Ibn Battuta in ernststen Schwierigkeiten. Er verliert fast sein ganzes Geld an marodierende Banden, er erkrankt an hohem Fieber. Er wird von barmherzigen Einheimischen mit dem Nötigsten versorgt und auf ein Pferd gesetzt. Der Grenzgänger merkt, wie schnell er an eigene Grenzen stößt. Er schwebt nach eigener Einschätzung bald zwischen Leben und Tod: »Ich band mich mit dem Stoff des Turbans an meinem Sattel fest, falls ich aus Schwäche von dem Gaul fallen sollte ... Und dann wurde ich so von Einsamkeit gepackt, dass ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte und anfang, bitterlich zu weinen.«

## *Der Tanz auf der Rasierklinge*

Wer in diesen Tagen nach Tanger fährt und sich auf die Suche nach Spuren des größten mittelalterlichen Reisenden begibt, muss nicht lange suchen. Sie springen ihn an, zumindest dann, wenn er mit dem Flieger kommt. »Aéroport Ibn Battouta« steht in großen Buchstaben über dem Empfangsgebäude am Flughafen der marokkanischen Stadt. Das ist es dann aber auch schon. Diese Stadt überschüttet ihren größten Sohn nicht gerade mit Ehren: kein Ibn-Battuta-Denkmal, kein Ibn-Battuta-Hauptplatz, kein Ibn-Battuta-Forschungsinstitut.

Erinnerungen an meinen ersten Trip hierher. Als ich Ende der Siebziger nach Tanger aufbrach, kam ich mit einer rostigen Fähre aus Südspanien am Hafen an, ein Hotel hatte ich nicht gebucht. Und während ich noch unter den Folgen der zweistündigen, stürmischen Schifffahrt litt und die Übelkeit zu unterdrücken suchte, fiel ich in die Fänge eines der jugendlichen Schlepper, die am Kai auf Gäste warteten. »Monsieur, Monsieur, kommen Sie mit, ich kenne da eine preiswerte Bleibe, großer Luxus für kleines Geld!«

Das war genau das, was ich damals suchte, und so folgte ich ihm. Enge Straßen die Neustadt hinauf, immer um noch ein Eck. Die Gegend wurde immer düsterer. Und dann standen wir plötzlich vor der Pension seiner Empfehlung – vor dem »Ibn Battouta«. Es war eines der am wenigsten einladenden, am meisten heruntergekommenen Hotels, die ich je gesehen hatte. Die Rezeption mit den abgeblätterten Tapeten, der düstere Treppenaufgang, das schmierige Jackett des buckligen Alten, der das Ganze managte – jedenfalls war weit und breit kein anderer zu sehen, kein Angestellter, kein Gast –, weckten trotz meiner Müdigkeit, trotz der kaum überwundenen Seekrankheit, alle Warnsignale. Ich ließ mir ein Zimmer zeigen, und das war's dann: Die Vorhänge starteten vor Schmutz, die Betten waren durchgelegen und die Wäsche wer

weiß wann zuletzt gewechselt. Ein Paradies für Flöhe, für Ungeziefer aller Art. Fluchtartig verließ ich die Herberge. Sah noch im Hinausgehen ein Foto an der Wand, gegenüber dem Empfang, es zeigte einen bärtigen jungen Mann vor der Stadtkulisse: »Ibn Battouta à Tangier«. Wenigstens in diesem Punkt war die vorgestrige Absteige also Avantgarde: Sie hatten hier, um den großen Reisenden »ablichten« zu können, etwa fünfhundert Jahre vor Louis Daguerre einfach mal so die Fotografie erfunden.

Was damals eine zufällige erste Begegnung mit dem Namen Ibn Battuta war, bekam für mich bei der Nachreise jetzt besonderes Gewicht: Vielleicht hatte das merkwürdige Hotel mit dem merkwürdigen Manager doch irgendeinen Bezug zu dem mittelalterlichen Abenteurer? War es Ausgangspunkt von irgendetwas? Dem Schriftsteller Tim Mackintosh-Smith, der im Jahr 2000 einige Nächte in der Absteige an der Rue Magellan verbrachte, hatte der Mann am Empfang jedenfalls einige Bemerkungen zugehört, die man für kenntnisreich oder immerhin selbstironisch halten konnte. Und er hatte die Aufnahme im Empfangsraum erklärt. »Eine sehr alte Fotografie«, möglich gemacht durch die in der Ferne erworbenen Erfahrungen des »besonders Weitgereisten«, der seiner Zeit immer voraus gewesen sei, erläuterte er dem erstaunten britischen Gast.

Ich finde die Absteige bei meinem neuerlichen Besuch 2015 nicht wieder. Dreimal wandere ich durch dieses immer noch sehr düstere Viertel der Stadt, habe genau vor Augen, wo das Hotel gewesen ist, glaube, es an dem dreckverkrusteten Eingang wiederzuerkennen – bis mich dann ein alter Mann aufklärt: »Die Stadt hat das Hotel Ibn Battuta abreißen lassen. Es ist bei sämtlichen Hygienekontrollen durchgefallen.« Und das Personal, das Foto an der Rezeption, gab es irgendwo anders einen Neuaufbau? Der Alte zuckt mit den Schultern. »Alle weg. Vielleicht verhaftet, man munkelte von Drogengeschäften ...«

Oben an den Kasbah-Mauern, im historischen Festungs- und Wohnviertel, müsste es doch eine Ibn-Battuta-Fährte geben. Ich frage die jungen Männer, die am Bab Marshan, dem größten Eingangstor zu diesem Viertel, herumlungern und sich den Fremden als Guides andienen. Ibrahim, vielleicht sechzehn, siebzehn Jahre alt, lässiges Hemd über den verwaschenen Jeans, eine Baseballmütze ins Gesicht gezogen und fließend in Englisch und Französisch, schien mir der Cleverste aus der Gruppe. Ibn Battuta? Einen Moment zögert er, als sei ihm der Name nicht geläufig. Dann kann er ihn aber doch einordnen – und weiß etwas: »Ich kenne seine Schule. Soll ich Sie hinführen?«

Das klingt interessant, aber auch reichlich obskur. In den historischen Quellen gibt es keinen exakten Hinweis darauf, wo genau in Tanger der junge Mann Anfang des 14. Jahrhunderts den Text des Korans, Algebra und Morallehre paukte. Wo seine Madrasa lag.

Wir verlassen die Kasbah, gehen am italienischen Konsulat und an den alten phönizischen Gräbern vorbei, ins eher neu bebaute Marshan-Viertel. »Hier war es«, sagt Ibrahim und verweist auf einige steil zum Mittelmeer abfallende Häuser. Weit und breit nichts von einer Madrasa zu sehen, oder wenigstens von einer Moschee, die als Orientierungspunkt hätte dienen können. »Doch, meine Informationen stimmen«, sagt der junge Mann trotzig. »Aber Sie müssen mir ja nicht glauben.« Ein Moment Pause. »Hier ist auch ein schönes Café, hier können wir wenigstens etwas trinken.« Und da erkenne ich die Örtlichkeit wieder, sie ist ein berühmter Treffpunkt von Tanger, wenn er auch nichts – oder nichts, was ich wüsste – mit Ibn Battuta zu tun hat. Ibrahims Freunde winken ihm zu. Der Verdacht liegt nahe, dass er sich einen Vorwand gesucht hat, sie hier zu treffen und sich auf meine Kosten zu erfrischen.

»Café Hafa – Fondé 1921« sagt ein Zeichen an einem bunt bemalten Felsen, der gegen eine weiße Wand gelehnt ist. Eine

steile Terrasse führt Treppen hinunter, auf verschiedenen Ebenen sind einfache Plastikstühle aufgestellt, zwischen denen ein Kellner Gläser mit Minztee balanciert. Über einem Feuer in der halboffenen Küche brodeln Wasser, eine junge Köchin wirft neben der Minze undefinierbare Blätter und Pflückerchen in die Getränke. Aus ihrem Fenster, wie von überall auf den Terrassen, bietet sich ein spektakulärer Blick über das azurblaue Mittelmeer. Im Dunst schimmert die Silhouette von Schiffen, man glaubt, am Horizont einen Landstrich zu sehen und ist sich doch nicht sicher, ob man das dort drüben nur als Fata Morgana erträumt: Spanien, Europa, der nahe, ferne, andere Kontinent. Orient trifft Okzident.

Das Café Hafa war immer schon ein magischer Ort. Die Dichter Paul Bowles und William Burroughs haben hier in den Fünfzigerjahren am Abhang gesessen, Hasch geraucht, über Literatur und das Leben gestritten und sich Notizen gemacht, immer auf der Suche nach neuen Grenzerfahrungen. Zumindest Teile ihrer berühmtesten Bücher *Der Himmel über der Wüste* (1949) und *Naked Lunch* (1959) sind hier entstanden. Und später kamen die Rolling Stones und David Bowie hierher, um den Altmeistern der Beat Generation nahe zu sein, das berauschende *Kif* im Tee zu genießen, unterwegs zur ewigen Party von Sex, Drugs and Rock 'n' Roll. Und wenn auch jetzt, wenigstens nachmittags, keine Joints mehr kreisen, ist das Café Hafa ein ganz besonderer Platz geblieben – selbst ohne jeden Ibn-Battuta-Bezug.

Aber das Grab des großen Reisenden müsste doch zu finden sein. Es ist auf der Karte der Stadt eingezeichnet, die ich an einem Kiosk erworben habe. Ibrahim, der den für ihn »viel zu gesunden« Minzgeschmack mit zwei Flaschen Bier weggespült hat, schnappt sich das Papier und verkündet, wieder etwas verdächtig großspurig: »Fünf Minuten.«

Zurück in die engen Gassen der Kasbah, die befestigten dicken Mauern entlang, wo blaue, rote und gelbe Fassaden so dicht stehen,



dass die überbordenden Erker uns fast zu berühren scheinen. Der Orangen-, Zitronen-, Grenadinen-Duft aus dem Garten des Sultanspalasts mischt sich mit dem Geruch der Märkte, korpulente Bäuerinnen, Ackerboden unter den Fingernägeln, preisen ebenso lautstark wie atemlos ihre Rosmarin-Büschel, Artischockenherzen, Berge von Saubohnen an.

Die Stadt ist ein Aquarell, zuerst in Pastellfarben, als die Sonne noch hoch steht, so wie es Henri Matisse oft gemalt hat; später am Nachmittag werden die Töne greller, entwerfen scharfe Scherenschnitte. Und die Gassen verengen sich zu immer schmaleren Schläuchen, wie in einem Labyrinth geht es mal links, mal rechts, dann scheinbar wieder zurück, auf jeden Fall aber immer weiter hinter, Richtung Hafen. Bis zum kleinen Hauptplatz der Medina, den die hier Geborenen, die *Tangerois*, und auch die zugezogenen *Tangerines* hauptsächlich unter seinem französischen Namen kennen: Petit Socco. Tanger zeigt sich hier von seiner besten, seiner unvergesslichen Seite – nur von Ibn Battutas Grab ist nirgendwo eine Spur. Zeit, sich von dem hilflosen Ibrahim zu trennen.

Ich suche auf eigene Faust weiter, strikt nach Karte. Die Rue d'Italie am äußeren Rand der Altstadt entlang, dann durch eines der weniger spektakulären Tore, das Bab Gzenaya, wieder in die Medina hinein, dann links, so weit ist alles klar. Doch dann beginnt wieder das Gewirr der Gässchen. Eigentlich müsste das Grab bergaufwärts sein, links. Aber der winzige Pfad sieht wenig verheißungsvoll aus, es geht an kleinen, offenen Häusern vorbei, wo genäht und geschrubbt wird. An einer Wegbiegung angekommen, will ich schon umkehren. Da sehe ich das Schild, an einer weißgetünchten, abblätternen Wand auf Kopfhöhe angebracht, bunt eingerahmte Keramik, mit einer Aufschrift in Arabisch und Französisch: »Tanger – Tambeau Ibn Battouta«.

Mal abgesehen davon, dass irgendjemand das französische Wort falsch buchstabiert hat, die letzte Ruhestätte schreibt sich

*tombeau*, ist klar: Hier muss es sein. Aber der Ort bleibt ein Rätsel. Das Schild auf dem Steinkegel weist in keine besondere Richtung, eigentlich kann das Grab, das inmitten des Wohngebiets liegt, nur rechts hinter der fest verschlossenen Tür sein. Wer hat den Schlüssel?

Ein junger Mann im weißen Kaftan schüttelt den Kopf, er versteht die Frage, weiß es aber nicht; eine alte Frau im schwarzen Kleid dreht sich ratlos weg, Arabisch ist offensichtlich ihre einzige Sprache. Aus einer der angelehnten Türen des Nachbarhauses tritt eine junge Dame, die durch den Türschlitz die Szene beobachtet hat, enge Jeans, modische Bluse, ein Smartphone in der Hand. »Can I help you?« Sie ist gerade vom Schüleraustausch aus Oxford zurückgekommen, freut sich, ihre Fähigkeiten praktizieren zu können. Ja, sagt sie, sie wisse von dem Wächter, der über den Schlüssel verfüge. Allerdings komme er höchst selten zur Grabstätte, vielleicht einmal im Monat, um nach dem Rechten zu sehen. »Von den Touristen fragt kaum je einmal einer nach Ibn Battuta.«

Aber sie kennt einen, der den Wächter kennt und dessen Telefonnummer besitzt. Sie holt einen Plastikstuhl und stellt ihn vor das Haus auf die steil abfallende Straße. »Setzen Sie sich«, sagt sie und verschwindet. Nach einer Viertelstunde kommt die junge Dame strahlend wieder. »Ich habe ihn erreicht, er wird Ihnen das Tor öffnen. Aber es wird ein bisschen dauern, bis er kommt. Er wohnt draußen, in der Vorstadt – und er ist blind.«

Der Wächter des Mausoleums, der Mann mit dem Schlüssel zum Ibn-Battuta-Grabmal, ist blind? Was hat das für eine Bewandnis? Die junge Dame zuckt die Achseln. »Es ist mir auch ein Rätsel. Er spricht nicht darüber, er ist ein seltsamer, geheimnisvoller Mann.«

Nach einer Dreiviertelstunde, längst hat die Dämmerung eingesetzt, aus einer der eng aneinandergedrängten Wohnungen

dröhnt Streit, es geht um Haushaltsgeld und aushäusigen Sex, aus einer anderen das Lied zweier konkurrierender Kanarienvögel, da schlurft ein bärtiger Mann die Gasse herauf, schnellen, vorsichtigen Schritts. Manchmal hält er sich an einem Hausvorsprung fest, tastet prüfend über den Stein, als könne er an dessen Oberfläche genau erkennen, wo er sich gerade befindet. An der Tür zum Grabmal streicht er liebevoll über das Schloss, dann sucht er in seiner weiten, weißen *Dschalaba* nach dem großen Schlüssel. Fischt ihn heraus. Führt ihn fast zärtlich und sehr geschickt ein. Knarrend öffnet sich die Tür. Die junge Dame, die dem Alten etwas zugeflüstert hat, lässt uns allein.

Ein hoher, höchstens vier mal sechs Meter großer Raum. Aus einem Fenster, das kurz unter der Decke von außen keinen Blick zulässt und auf einen Hof führt, dringt ein wenig Tageslicht. Fast der ganze Boden ist von einem roten Teppich ausgefüllt. Wie selbstverständlich rollt der Wächter eine an der Seite platzierte Gebetsmatte aus, setzt sich darauf und blickt mit seinen leeren Augen geradeaus, als fixiere er etwas in der Ferne. Das Zimmer ist auf halber Höhe blau gekachelt, die Wände sind weiß. Sonst keine Dekorationen, nur ein gerahmter Koranvers, fast schon so hoch angebracht, dass er an die Decke kratzt. Ein Drittel des Raumes nimmt der Sarkophag ein. Er ist in grünes Tuch geschlungen, der Farbe des Propheten. Ein verziertes Eisengitter begrenzt den Sarg, lässt aber zu, dass man ihn berührt.

Minutenlang sitze ich in der Gesellschaft des Toten und des Blinden, und es ist ein merkwürdig bewegendes, ungestörtes, nachdenkliches Treffen. Dieser große, ewige Bogen: von der ersten bis zur letzten Reise.

Nach einer halben Stunde greift der Wächter, wortlos wie in der ganzen Zeit, nach seinem Schlüssel, steht auf und macht eine Handbewegung: Zeit zum Gehen. Mit einem Kopfnicken nimmt er draußen, nachdem er wieder sorgfältig abgesperrt hat,

ein Trinkgeld entgegen. Die Austauschschülerin ist verschwunden. Der Blinde gleitet die Stufen hinunter, und nun, da es schon fast ganz dunkel geworden ist, aber die Lichter noch kaum irgendwo angemacht wurden, da wir Sehenden gerade noch tastend die Hand vor den Augen erkennen, wirken seine Bewegungen noch sicherer, selbstverständlicher, eleganter. Vorteil ewige Dunkelheit.

Ob Ibn Battuta, der vor etwa sechshundertfünfzig Jahren Verstorbene, wirklich hier liegt, ist unter Forschern übrigens umstritten. Vielleicht ist es ja »nur« ein Verwandter des Abenteurers, dessen Gebeine hier begraben sind. Eine große Rolle spielt das nicht, weder für den würdigen alten Mann mit dem Schlüssel noch für den Besucher.

Und wieder einmal verlaufe ich mich, als ich vom Grab versuche, eine Abkürzung zum Hotel El Minzah in der Neustadt zu finden, und wieder einmal kommt mir Tanger so vor, als sei die Stadt absichtlich dafür gemacht, sich in ihren Gassen zu verlieren.

Plötzlich stehe ich wieder am Tor oben an der Kasbah, wo es einsam geworden ist, menschenleer. Fast menschenleer: Im Mondlicht, fast verborgen im Dunkel unter den Bögen, küsst sich innig ein Liebespaar und verdrückt sich schnell, der Fremde ein Störenfried. Es ist ein höchst romantischer Ort, von dem die Einheimischen freilich auch glauben, er sei von Geistern heimgesucht. Vor allem von der gefährlichen Aisha Kandisha, einer der Dschinns, die Allah schuf, gemeinsam mit den Menschen und Engeln, und die aus »rauchlosem Feuer« entstanden. Aisha gilt als schönstes dieser Wesen, und wer sich nach ihr umdreht, gilt als verflucht – das muss schon Ibn Battuta gewusst haben, so alt ist die Legende.

Das 14. Jahrhundert, seine Ära, war eine gute Zeit für Tanger und die Unabhängigkeit von fremden Herren. Das änderte sich. 1471 eroberten die Portugiesen die Stadt, sie suchten eine weitere Basis für ihr expandierendes Handelsreich. Doch es erwies sich als schwierig und höchst kostspielig, den Stützpunkt zu halten, und

so waren die Iberer nicht allzu unglücklich darüber, Tanger als Mitgift für die Heirat Katharinas von Braganza mit König Karl II. 1661 an die britische Krone zu übergeben. Auch die Engländer erkannten bald, dass die Kontrolle über die widerspenstige Stadt ziemlich viele Sorgen bereitete, dass der Aufwand bald in keinem vernünftigen Verhältnis mehr zum Ertrag stand. 1680 stimmte das Unterhaus in London dafür, die Gelder für Tanger zu streichen, drei Jahre später zogen die Briten ab, übergaben den Ort an einen örtlichen Sultan – und zerstörten alle von ihnen errichteten Befestigungsanlagen: Die Nachfolger sollten es nicht leicht haben, vor allem die konkurrierenden Europäer nicht.

Tatsächlich schafft es dann bis heute keine einzelne ausländische Macht mehr, Tanger für sich zu gewinnen. Der westliche Einfluss auf die Stadt wächst zwar, als Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr Migranten aus Europa kommen. Sie bauen jenseits der Medina neue Viertel auf, fast die Hälfte der Bewohner Tangers sind damals Ausländer, fast jeder Vierte ist Jude. Strategisch gewinnt die Stadt als Schnittstelle zwischen den Kontinenten und Meeren an Einfluss; auch die Deutschen wollen nun dabei sein, 1905 unterstreicht das Kaiser Wilhelm II. mit einem bizarren Besuch, er reitet mit großer Entourage durch die Stadt. Doch den großen Durchbruch feiert das nun allseits begehrte Tanger 1923. Es wird zur Internationalen Zone erklärt, verwaltet von acht Staaten (unter anderem Spanien, Frankreich, Großbritannien, USA), zum steuerfreien und militärisch neutralen Freihandelsplatz. Mit einer fünfjährigen Unterbrechung durch die spanische Besatzung im Zweiten Weltkrieg kann Tanger seinen besonderen Status bis 1956 halten.

Die Stadt wird zum Zentrum der Spione und Glücksritter und mit ihren intellektuellen und sexuellen Freiheiten auch zum Magnet für Schriftsteller, Maler und Musiker, Aussteiger und Außen-seiter aller Art. Und zur internationalen Kapitale der Drogen – in

den spanischen *Farmacias* gibt es ohne jede Nachfrage und sehr billig alles, was high macht, von Kokain bis Heroin, Kif wird an jeder Straßenecke angeboten. Die ausschweifenden Partys ziehen die Schönen und Reichen, die Kreativen und die Kriminellen, die Suchenden und die polizeilich Gesuchten aus der ganzen Welt an. Die exzentrische Lauren Hutton, als Woolworth-Erbin eine der reichsten Frauen der Welt und mit fünfunddreißig schon dreimal verheiratet (unter anderem mit Cary Grant), kommt 1946 hierher, um ihr Glück zu suchen. Sie kauft eine prächtige Villa, entschließt sich, ihre Rolls-Royces zu importieren, und erreicht tatsächlich, dass dafür einige Gassen in der Altstadt erweitert werden – die Spur hatte nicht ausgereicht. Sie bleibt viele glücklich-unglückliche Jahre, probiert zahlreiche Liebhaber und Liebhaberinnen, wie so manche andere in dieser Stadt allen sexuellen Spielarten zugetan.

Viele sind damals von Tanger angezogen, manche abgestoßen, kalt lässt der mystische Ort keinen; und viele kommen nie mehr von ihm los, verfallen der Lässigkeit, dem ausgiebig zelebrierten morbiden Verfall, der experimentellen, existenziellen, oft egomanischen Auseinandersetzung mit sich und der Welt. Jean Genet, Tennessee Williams, Allen Ginsberg, Gore Vidal und Patricia Highsmith suchen sich hier Anregungen und treffen begabte einheimische Künstler wie etwa den Autodidakten Mohamed Choukri, der erst mit achtzehn Jahren Lesen und Schreiben gelernt hat und zum größten Schriftsteller Marokkos aufsteigt. Für manche wird die Stadt mit ihren vielen Drogen-Treffs zum fatalen Tanz auf der Rasierklinge, zu ihrer persönlichen Endstation Sehnsucht.

Auch für Jack Kerouac ist Tanger in den Sechzigerjahren seine »Stadt des Lasters«. Der legendäre Reiseschriftsteller, sonst so gern und obsessiv »on the road«, lässt sich hier Monate nieder, kifft ausgiebig, liest nächtelang im Koran und holt sich Prostituierte

von der Straße, bevorzugt vollverschleierte Muslima – so jedenfalls hat es der literarische Tanger-Biograf und Marokko-Immigrant Josh Shoemake recherchiert. Abgesehen von dieser etwas eigenartigen Auseinandersetzung mit dem Islam, scheint damals Religion in Tanger keine große Rolle gespielt zu haben. Ganz im Gegensatz zum restlichen Maghreb, wo sich zahlreiche konservative Strömungen und einige eher liberale Spielarten einen unerklärten Krieg zu liefern beginnen. Ibn Battutas Stadt ist zu dieser Zeit eine Art libertinäre Enklave.

Tanger-Fan Truman Capote formuliert es so: »Wenn du auf der Flucht bist vor der Polizei oder vor sonst etwas davonläufst, dann komm auf jeden Fall hierher. Von Hügeln gesäumt, dem Meer ausgesetzt, wirkt diese wirklich internationale Stadt wie ein weißer Umhang, den man über die Küsten Afrikas drapiert hat ... Bevor du kommst, solltest du drei Dinge tun: dich gegen Typhus impfen lassen, deine sämtlichen Ersparnisse von der Bank abheben und allen deinen Freunden Lebewohl sagen – denn der Himmel weiß, ob du sie jemals wiedersehen wirst.«

Und in den Worten des Tanger-Fans William Burroughs: »Wenn du hier nur den leisesten Hauch von Unsicherheit zeigst, springen dich die Jungs aus den Seitenstraßen oder von den arabischen Cafés her an, in denen sie gelungert haben. *Want nice girls, mister? See Kasbah's Sultan Palace? Want Kef? Watch me fuck my sister? Caves of Hercules? Nice boy?*«

Burroughs fand für den Ort die Bezeichnung »Interzone«, und ein Zwischenreich war Tanger in jedem Fall, eine eigene Welt, in der Orient und Okzident, Selbstliebe und Selbsthass, schmerzhaft klares Bewusstsein und rauschhafter Traum auseinanderdrifteten und dann wieder verschmolzen. »Es ist der Horchposten der Welt, der sich stets verlangsamende Puls einer heruntergekommenen Zivilisation, den nur der Krieg beschleunigen kann. Hier treffen sich Ost und West zu einem finalen Debakel des Missverstehens,

bei dem jeder die Antwort und das Geheimnis beim Anderen sucht und nicht findet, weil keiner sie hat.«

Der Exzentriker Brion Gysin, der gemeinsam mit Burroughs eine »Traummaschine« erfand und sich patentieren ließ (Patentverordnung 868 281, »ein Apparat für die Produktion künstlerischer Sensationen«), schreibt über die Stadt in diesen Zeiten: »Alles ist wahr, und nichts ist verboten.« Die beiden wohnten damals für fünfzehn Dollar im Monat in kleinen Zimmern des bescheidenen Hotels Muniria. Häufiger haben sie auch Paul Bowles zu Gast, obwohl dem vielleicht größten aller Tanger-Schriftsteller die dortige harte Drogenszene nicht so sehr behagte. Die Absteige heißt unter den Künstlern, die alle mehr oder weniger abhängig vom nächsten Schuss sind und trotzdem erstaunlich besessen von der Kunst und der Kraft des Wortes, nur noch »Villa Delirium«.

Bowles, Langzeitgast in der Stadt, die in Wahrheit seine neue Heimat geworden war, vermochte wohl am besten von allen seinen Rauschgiftkonsum kontrollieren. Sein Problem waren eher die Depressionen, die ihn überfielen, als sich seine Frau, vierzig Jahre alt, von einem Schlaganfall nicht mehr erholen konnte, immer wunderlicher wurde und lange Jahre dahinsiechte. Sie waren ein seltsames, ein seltsam miteinander verwobenes und voneinander abhängiges Paar, Paul und Jane, beide homosexuell, beide hochbegabt, beide extrem schwierig. Den Tod seiner glamourösen Frau 1973, die nur einen Roman und ein paar Kurzgeschichten zu Papier brachte, überlebt Bowles zwar noch ein Vierteljahrhundert, doch geschrieben hat er in der Zeit kaum noch. »Wozu auch, ich konnte doch keinem mehr meine Texte vorlesen«, sagt er einmal. Auch zu Partys ging er nur noch selten. Als ihn der Milliardär Malcolm Forbes 1989 zu seinem siebzigsten Geburtstag neben Elizabeth Taylor als Ehrengast in seine protzige Palastvilla über der Stadt einlädt und zur Dekoration eine



Armee von »Berber-Kriegern« sowie Hunderte Bauchtänzerinnen auftreten lässt, flieht er noch vor Mitternacht. Zu viel Dekadenz, zu wenig Kreativität.

Die Stadt zehrte lange von ihrem Ruf, ein Literatenparadies zu sein, ein intellektueller Treffpunkt mit durchaus zugänglichen Protagonisten. Noch Ende der Siebzigerjahre, als ich Tanger besuchte, konnte man in den einschlägigen Cafés (dem de Paris in der Neustadt, dem Tingis in der Altstadt) und Bars (etwa dem Dean's) die berühmten Autoren Bowles und Burroughs, Genet und Choukri treffen. Entsprechende Tipps, wann wer wo seinen Kaffee oder sein Kif zu sich nahm, wurden hoch gehandelt. Und doch war das alles nur noch eine Art Abgesang auf hohem Niveau. Die wahren Glanzzeiten des literarischen Tanger waren die Fünfziger. Und wirtschaftlich ging es mit der Stadt ohnehin abwärts, seit sie dem Staat Marokko eingegliedert worden war und 1960 ihre besonderen Privilegien als Freihandelszone verloren hatte. Auch politisch geriet Tanger ins Abseits. König Hassan II., der mit eiserner Hand über Marokko herrschte und für Foltergefängnisse und Morde an politischen Gegnern verantwortlich war, konnte mit dem Nordwesten des Landes nie besonders viel anfangen. Insbesondere Tanger mochte er nicht. Als wolle er die Stadt für ihre Frivolität abstrafen, besuchte er sie in seiner langen Amtszeit kein einziges Mal. 1999 ist er gestorben; es war auch das Todesjahr von Bowles.

Mit der Thronbesteigung des damals erst sechsunddreißigjährigen Mohammed VI. zieht wenige Monate später dann ein frischer Wind ins Land – oder, besser gesagt: wenigstens eine leichte Brise. Auch der Neue sieht sich in der Tradition der Alaouiten: Er beruft sich auf die direkte Abstammung vom Sohn der Prophetentochter Fatima und damit auf eine direkte Erbfolge, die ihn zum *Amir Al Mouminine*, dem unantastbaren Herrscher und »Behüter der Gläubigen« macht.

Aber immerhin: Mohammed VI., promoviert in Jura an der Universität von Nizza und mit einer »Bürgerlichen«, der Informatikerin Lalla Latifa, verheiratet, regiert liberaler als sein Vorgänger, er leitet zumindest einige Schritte Richtung Pluralismus, Versammlungsfreiheit und Frauenrechte ein. Eine Demokratie ist Marokko deswegen noch lange nicht. Der Monarch behält sich auch mit der neuen Verfassung vor, in allen religiösen Fragen per Dekret letztgültig zu entscheiden. In den sieben wichtigsten Ministerien hat er neben dem vom Premier bestimmten Amtschef parallel sogenannte »Ministres Délégués« eingesetzt, die ihm immer berichten, was los ist. »L'Etat c'est le roi«, sagen die Marokkaner dazu, manche resigniert, viele aber auch zustimmend: Der Staat, das ist der König.

Dementsprechend sieht es auch in der Parteienlandschaft aus: Die staatstragende PJD will Religion und Politik »auf eine soziale und gerechte Weise« miteinander verbinden. Sie bekennt sich »zu islamischen Werten«, hat sich die aber nicht auf die Fahnen geschrieben. De facto ist Marokko ein säkularer Staat, Islamisten wurden in den Untergrund gedrängt, wenn sie »nur« zum Marsch durch die Institutionen aufrufen und Gewaltverzicht predigten, entgingen sie der direkten Verfolgung. Selten, aber durchaus bedrohlich macht sich die Terrororganisation Al-Qaida im Islamischen Maghreb (AQIM) bemerkbar; von ihren in Algerien gelegenen Stützpunkten aus operiert sie auch in Marokko, 2011 kamen bei einem Anschlag in Marrakesch siebzehn Menschen ums Leben. Anders als in Libyen hat der IS hier keine Basis.

Insgesamt hat es die Monarchie bisher einigermaßen geschafft, dem Land Stabilität zu geben. Der Arabische Frühling, der so viele autoritäre Herrscher hinweggefegt hat, brachte auch in Rabat und Fez, in Marrakesch und Tanger viele Menschen zu Protestdemonstrationen auf die Straße. Aber die Bewegung gefährdete die Regierenden nicht wirklich. Sie sprachen nicht

ohne Stolz von ihrem Staat als eine positive Ausnahme in der von Auflösungserscheinungen bedrohten Region, von einer *exception marocaine*.

Doch wie fest sitzt der König wirklich noch im Sattel? Bewegt sich Marokko Richtung konstitutionelle Monarchie mit einer Machtverschiebung vom Herrscher hin zum Parlament – oder dringt hier doch schleichend, aber unaufhaltsam der Islamismus nach vorn? Täuscht mich mein Eindruck von den Hauptplätzen Petit Socco und Gran Socco, dass heute weit mehr Frauen in Tanger das Kopftuch tragen als noch vor drei Jahrzehnten?

Treffen mit einem hervorragenden Landeskenner, dem Journalisten und Historiker Tahir Y. »Wenn Sie meinen ganzen Namen schreiben wollen, bitte. Dann machen wir ein formales Interview. Wenn Sie aber wirklich wollen, dass ich Ihnen alles erzähle, etwa über Skandale im Königshaus, geht das nicht«, sagt der Mittvierziger. »Dann müsste ich mit sehr unangenehmen Folgen rechnen, etwa der Entlassung bei meiner Zeitung oder sogar Strafverfolgung und Gefängnis.« Das Vorgehen sei ihm peinlich, meint er entschuldigend. Aber daran würde ich schon mal sehen, dass es trotz aller Fortschritte so ganz unproblematisch um die marokkanische Demokratie nicht bestellt sei. Marokko nehme derzeit in Sachen Pressefreiheit immer noch einen beschämenden Rang 136 unter 180 von Reporter ohne Grenzen bewerteten Nationen ein.

Tahir hat das Café des Cinéma du Rif am Grand Socco für unsere Unterhaltung ausgewählt. Hier am großen Hauptplatz, der die Altstadt von der Neustadt trennt, haben sich einst die Politiker aller Nationen getroffen, hier horchten die Geheimagenten und Glücksritter ihre lokalen Kontakte aus, hier wehte über dem Mendoubia-Gebäude die Sultansflagge – und 1941 auch die des Deutschen Reichs, von den Nazis über ihrem damaligen Konsulat gehisst. Das Kino genoss lange einen legendären Ruf, man zeigte

alles, von Avantgarde bis Hollywood, und in der Regel früher als irgendwo sonst im Land. Heute erinnern nur noch die Filmplakate an die großen Zeiten, Joan Fontaine und Jack Palance im Abenteuerfilm *Flight to Tangier*, Debra Winger und John Malkovich in Bertoluccis Verfilmung des Bowles-Dramas *Der Himmel über der Wüste*. Jetzt nennt sich das Kino »Kulturzentrum«, einige betont desinteressierte Kellner schlurfen durch eine heruntergekommene Bar, im Eck steht ein Cola-Automat. Draußen vor der Tür haben es sich einige Rucksacktouristen auf Plastikstühlen bequem gemacht und zupfen »Stairway to heaven« auf ihren Gitarren.

Um die Mittagszeit ist im Inneren des Ladens nichts los, wahrscheinlich einer der Gründe, warum Tahir das Lokal ausgesucht hat. Er hat Dokumente mitgebracht, die »unbestreitbar« zeigen, was der Königsfamilie in Marokko alles gehört. Sie ist Mehrheitsaktionär der ONA-Holding, die unter anderem im Bergbau, in der Telekommunikation und Finanzleistungsdiensten aktiv ist – zwischen sechs und acht Prozent des gesamten marokkanischen Bruttoinlandsprodukts machen allein diese Anteile aus. Der Glaubenshüter Mohammed VI., auch nach Einschätzung der US-Botschaft »Marokkos führender Unternehmer«, kontrolliert die größte Brauerei und den Weinimport, keiner besitzt mehr Grund und Boden. Und doch ist »M6«, wie der Journalist ihn immer nennt, von allen Steuern befreit. Mit einem geschätzten Privatvermögen von gut zwei Milliarden Euro gilt der König als einer der sechs reichsten Monarchen der Welt.

Nach Ansicht des Journalisten sind bei solchen Summen Korruptionsskandale im Umfeld der Mächtigen unvermeidlich. »Da muss der Mann auf dem Thron nicht persönlich beteiligt sein, das hat er gar nicht nötig«, sagt Tahir. Aber gerade werde wieder gemunkelt, dass einer seiner Privatsekretäre bei dubiosen Deals aufgefliegen sei, es gab Verhaftungen.

